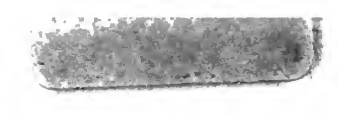
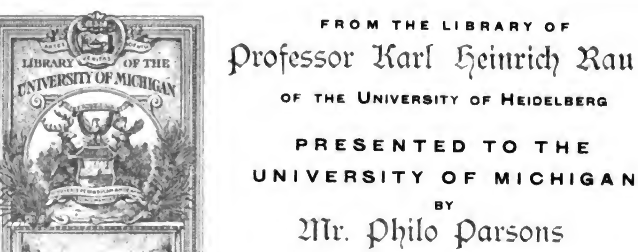
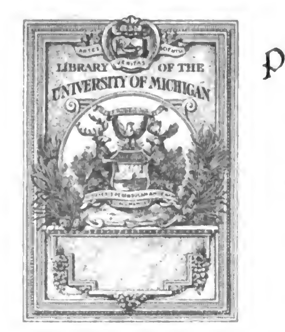
Europäische Annalen

11tes Stück.

1820






LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Europäische Annalen



Jahrgang 1820.

Eilftes Stück.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

Inhalt.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. October 1820.

Inhalt.

Geschichte und geschichtliche Sagen. Schottische Volkssage. Narrenfest der Christen im Mittelalter. Rudolphs (Kaiser Albrecht I. Sohn) Hochzeit. Aus Ottokar Hornecks Chronik. Länder- und Völkerkunde. Samuel Kiechels Reise. (Beschl.) Bemerkungen eines Reisenden über London im September d. J. Auszug aus den Briefen eines Reisenden durch die südamerikanischen Provinzen. (Forts.) Ausflug nach Sierra Leone an der Küste des westlichen Afrikas. Erzählungen. Auch eine Hundegeschichte. (Beschl.) Der blinde Passagier. Von Laun. Geschichte zweyer Liebenden auf den Freundschafts-Inseln im stillen Meer. Die Rettung. Biographien. Joseph Bonavita Blank. Czerni George. Aufsätze gemischten Inhalts. Miszellen. Musikalisches Tagebuch über Italien. Ein neues Taubstummen-Institut. Anekdote. Briefe von Schubart an den k. baierschen Geheimrath von Klein. Ueber gesellige Unterhaltung. Miszellen. Englische Parteyschrift. Der astronomische Negerkoch. Staeliana. Ueber einen Moment in der Darstellung der Albaneserinn von Müllner. Ueber Vampyre. Entsumpfung des schweizerischen Linthkanals mit einer topographischen Karte der Gegend. Die größte Blume. Gedichte. Der Schiedsrichter. Die Spitze. Epimenides. Zehn Lieder von der Liebe Rhins und Luitbertas König Geltars Tochter. (Forts.) Vogelnest. Das Leben. Bitte an Rosa. Sonett aus dem Spanischen des Camoens. Charaden und Räthsel, nebst deren Auflösung. Korrespondenz. Ansbach. Berlin. Dresden. Frankfurt a. M. Hamburg. Leipzig. München. Neapel. Paris. Pesth. Rom. Schafhausen. Schweiz. Stuttgart. Straßburg. Villa Rica in Brasilien. Wien.

Kunst-Blatt.

Ueber den angeblich egyptischen Ursprung der griechischen Kunst. Ein Brief von K. O. Müller an den Redakteur. (Beschl.) Nach-

I.

Das französische Wahlsystem.

Zweyter Abschnitt (vom Wahlgesetz vom 5. Februar 1817 bis zur Vorlegung des Decazeschen Wahl-Entwurfs am 14. Juli 1820).

Es kam jezt darauf an, ein Wahlsystem zu erhalten, wodurch Frankreich für immer vor den Planen und Projekten der Ultraparten, welche dieselbe während ihrer dreyzehnmonatlichen Herrschaft so unverhüllt an den Tag gelegt hatte, bewahrt würde. Denn mit Recht wollte man keine transitorische Verordnung, die von einem Tag auf den andern wieder umgestoßen werden konnte. Ein unwandelbares organisches Gesetz könnte allein den Zweck erreichen, den man sich vorgesezt hatte. Dieses zu entwerfen, war keine leichte Sache. Man hat seit einigen Jahren bald dem Minister Lainé, der an Vaublancs Stelle das Staatssekretariat des Innern erhalten hatte, bald dem damaligen Minister Decazes die Haupt-Ideen des neuen, gegen Ende des Jahrs 1816 ausgearbeiteten Wahl-Entwurfs zugeschrieben. Es zeigt sich nun, daß diese beyden Minister zwar ihre Zustimmung zu diesem Entwurf gaben; daß aber die wahren Urheber desselben einige Staatsräthe sind, die mit Ausarbeitung eines Wahlgesetzes vom Ministerium beauftragt wurden und denen man völlig freye Hand dazu gelassen hatte, jedoch mit dem Vorbehalt von Seiten des Ministeriums, den Gesetzvorschlag in ihrem Konseil einer besondern Revision zu unterwerfen, bevor derselbe der Deputirtenkammer vorgelegt werden sollte.

Diejenigen Staatsräthe, welchen der erwähnte ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, gehörten zu denjenigen, die man in der Folge unter dem Namen der Doctrinaires bezeichnete. An ihrer Spitze stund Royer-Collard, einer der ersten Denker und verdienstvollsten Gelehrten Frankreichs. Von ihnen sagt einer der neuesten Schriftsteller über das Wahlsystem — Herr Mahul — in einem ausgezeichneten kleinen Werk, dessen wir in der Folge umständlicher erwähnen werden. „Wenn wir aber das Wahlgesetz (vom 5. Februar 1817) weder der Deputirtenkammer, noch dem damaligen Ministerium zu verdanken haben, so ist doch wohl interessant zu untersuchen, wessen Tochter denn dieses gegenwärtig verwünschte und sogar von denjenigen, die es der Nation vorschlugen, verläugnete Gesetz ist? Wir wollen darüber in wenige Details eingehen. Es waren seit Kurzem einige Männer auf unsere politische Bühne getreten, welche müßige Zuschauer unseres gedoppelten Despotismus — des demagogischen und des militärischen — geblieben waren; kalte Publizisten, allein von umfassenden Ideen; frey von Enthusiasmus, aber hellsehende und tiefdenkende Metaphysiker, welche die wahren Grundlagen der menschlichen Gesellschaft erkannt und aufgefasst hatten, während unruhige und heftige Menschen diese Grundlagen umzustoßen und zu vernichten trachteten. Die Ruhe ihrer Vernunft hatte sie vor allen Ausschweifungen und Abwegen der Revolution verwahrt. Dieser Umstand gestattete ihnen, sich der nach Beendigung der Revolution begründeten Autorität zu nähern. Allein, ungeachtet aller ihrer Klugheit und Vorsicht, waren die Unparteylichkeit ihrer Ansichten und die Strenge ihrer Weisheit ein stetes Hinderniß ihrer Erhebung. Diese Männer, von denen seitdem einige in Irrthümer verfielen — denn sie sind Menschen, allein ihre Absichten waren immer rein, weil sie Biedermänner sind, — schlugen dem Ministerium von 1817 ein Wahlgesetz vor, dessen vorherrschende

Eigenschaft eine vollkommene Unparteylichkeit ist, weil die persönliche Aktion der Menschen in keiner Hinsicht auf den allgemeinen Grundsatz seiner Vollziehung einwirkt. Nach ihrem Wahlsystem ist es weder der Zufall, noch der Willen der Gewalt, selbst nicht die zuweilen blinde und leidenschaftliche Ernennung der zusammentretenden und berathschlagenden Bürger, welcher die vorzüglichen und souveränen Richter der jetzigen Bedürfnisse und der lebendigen Interessen der Gesellschaft erwählt; denn ihr Wahlgesetz erfordert keine Ernennung von Wahlmännern; es sucht die Wahlgewalt an ihrer Quelle auf. In Bezug auf die zu erwählenden Deputirten realisirt es in einer gewissen Region der Gesellschaft jene Allgemeinheit der Stimmen, welcher die alten Völker ihr häusliches Glück aufopferten, und die man bis jezt für eine bloße Chimäre zu halten berechtigt war. Um diesen Zweck zu erreichen, zog es mitten in der Gesellschaft eine Linie; oder vielmehr es benuzte die in der Charte selbst gezogene Linie. Durch dieses Grundgesetz ist die Eigenschaft eines Wahlmanns an die Person dessen geknüpft, der über 300 Francs (direkte) Abgaben entrichtet. Die Bezeichnung dieser Grenzlinie, die übrigens allgemein für sehr weise gehalten wurde, ist der einzige Punkt, der die Aktion des Willens und der individuellen Ansichten in Bewegung gesezt hat. Sobald einmal diese Grenzlinie gezogen war, verschwindet jede individuelle Aktion; die politische Gesellschaft stellt sich alsdann in ihrer wichtigsten und erhabensten Region dar. Auf diesen Punkt hin leiten sich die Bedürfnisse des Menschen, seine Arbeiten, seine Industrie, sein ganzes Wesen. Auf diesem Grad von gesellschaftlicher Wichtigkeit, wo die Existenz leicht und geeignet ist, ihren vollen Werth zu entwickeln, ist der Bürger zur Erwählung der Mitglieder der Nationalversammlung berufen. Jeder, der in die Gesellschaft tritt, ist angetrieben durch alle Kräfte, die auf ihn wirken oder worüber er verfügt, in diese gesetzliche Linie

zu treten, die sich vor Allen so zu sagen aufrollt, und die sich nur höchst ungern vor dem Unfähigen oder dem Verschwender zurückzieht. Hier ist das Herz der Gesellschaft, und hieher hat unser Wahlgesetz die Quelle des politischen Lebens versezt. An dem Tage, wo man diesen edeln Theil der Gesellschaft antasten wird, muß dieselbe vom Untergang bedroht werden. Allgemein wird der wohlthätige Genius dieses Gesetzes gefühlt; seine hohe Weisheit ist schon oftmals erwiesen worden. Die Grund-Idee desselben verdankt man jenen Männern, die wir oben bezeichnet haben. Das Ministerium erhielt dieselbe aus ihren Händen ohne Mißtrauen, und erblickte darin nichts weiter, als ein Werkzeug, zweckmäßig, um diejenigen seiner Feinde zurückzustoßen, die es damals mit der meisten Kraft und mit der Hoffnung eines günstigen Erfolgs bekämpften. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sogleich die ganze Stärke der Waffe erkannte, die man vor seinen Augen schimmern ließ. Vielleicht erhielt es diese Erkenntniß weniger durch seine Einsichten und seine Vorsehungsgabe, als vielmehr durch einen gewissen Instinkt von Erhaltung, den die Parteyen eben so gut besitzen, als die einzelnen Menschen. So viel ist gewiß, daß, bey der ersten Erscheinung des Wahlgesetzes, die Gegner des Ministeriums ein klägliches Geschrey ausstießen und selbst ihren Untergang prophezeiten."

Das neue Wahlgesetz vom 5. Februar 1816 wurde, nach einem sehr harten Kampfe, in welchem die Ultras alle ihnen zu Gebot stehende Mittel anwendeten, um dessen Verwerfung zu bewirken, von beyden Kammern angenommen und vom König promulgirt. Nach demselben sollte in Zukunft in jedem Departement nur ein einziges Wahlkollegium bestehen, das aus allen denjenigen Bürgern bestehen sollte, welche das Alter von 30 Jahren erreicht hatten und wenigstens an direkten Auflagen 300 Francs entrichteten. Dieses Wahlkollegium, dessen Präsident vom König er-

nannt wurde, hatte die Mitglieder seines Büreau (Skrutatoren und Sekretäre) selbst zu erwählen, und durch absolute Stimmenmehrheit die Abgeordneten in die Deputirtenkammer zu erkiesen. Alle frühere bis jezt bestandene Wahlkollegien wurden durch dieses Gesetz für immer aufgehoben.

Es ist zu bedauern, daß die geistvollen Staatsmänner, welchen Frankreich dieses Wahlgesetz zu verdanken hat, auf das damalige Ministerium nicht einen ganz unbeschränkten Einfluß ausübten, und dasselbe nicht vermögen konnten, die gesammte, durch ganz verschiedene und selbst entgegengesezte Elemente gebildete Deputirtenkammer sogleich aufzulösen. Eine gesunde Politik hätte eine solche Maßregel gebieten sollen. Sie wäre übrigens im höchsten Grad konstitutionell und gesetzlich gewesen. Das Ministerium, das damals von der Vortrefflichkeit des neuen Gesetzes überzeugt war, hätte durch sein eigenes Interesse und bey einem gewöhnlichen Grad von Klugheit dazu bewogen werden sollen. Es hatte eine Deputirtenkammer gegen sich über stehen, in welcher sein Einfluß gar nicht sehr bedeutend war, und in welcher es höchstens auf eine Mehrheit von zehn bis zwölf Stimmen zählen konnte. Schon die Hoffnung, eine andere Kammer zu erhalten, die mit seinen Absichten mehr in Uebereinstimmung stünde, hätte es demnach bewegen sollen, den Vorstellungen der Doctrinaires Gehör zu geben. Allein es zeigte bey dieser Gelegenheit, so wie bey so manchen andern, die größte Schwäche; es vermochte lange keinen Entschluß zu fassen, und noch weniger einen entschiedenen Gang anzunehmen und mit Ernst und Eifer einen einmal gefaßten und für gut erkannten Plan auszuführen. Es hatte Besorgnisse, daß die Gesammtwahlen anders, als man hoffte, ausfallen könnten, und daß die Gegner des Ministeriums durch dieselben den Sieg erhalten könnten. . . Und dennoch war damals seine Stellung äußerst günstig. Noch stand die ganz gefesselte Presse nur ihm zu Gebot. Das noch ganz frische Andenken an Revolutionen

und Reaktionen, wie sie im Jahr 1815 Statt gehabt hatten, konnte ihm hohe Wahrscheinlichkeit geben, durch völlig neue Wahlen eine Majorität zu erhalten, wie es sich dieselben, nach seinen Ideen, nur immer wünschen mochte. Jeder fernere Aufschub musste nothwendig den durch heftige Mittel noch vor Kurzem ganz niedergedrückten Meinungen Kraft und Energie geben und dadurch die Vortheile jener günstigen Stellung allerdings vermindern. Es war demnach mehr, als je, der Fall, rasch die augenblicklich günstige Stellung zu benutzen. Das Ministerium erkannte diesen Vortheil nicht. Es beging den großen Fehler, durch jährliche Erneuerungen, ein Fünftel der damals bestehenden Kammer nach dem andern verändern zu lassen. Eine solche partielle Erneuerung ist allerdings sehr heilsam, um eine im Ganzen gut besezte Kammer zu verändern; allein sie ist bey entscheidenden Epochen vollkommen unzweckmäßig. Alsdann muß die ganze Kammer neu erwählt werden. Deßhalb hat die Charte dem König das Recht zuerkannt, die Kammer aufzulösen, so oft er es für nothwendig hält. In der damaligen Lage der Dinge hätte diese Auflösung um so mehr Statt finden sollen, da sie in keiner Hinsicht für einen Staatsstreich gegolten hätte, indem es nur darauf ankam, freymüthig und vollständig in das System der konstitutionellen Wahl einzugehen.

Statt einen solchen energischen Gang anzunehmen, zogen die Minister vor, von ihren bisherigen Anstrengungen auszuruhen und mit Muße die Zeit abzuwarten, wo die neue Gesetzgebung vollständig in Vollziehung gesezt werden konnte. Allein die öffentliche Meinung war erwacht. Sie fand bald eine kraftvolle Stütze an der wieder erstandenen Preßfreyheit, die, allein durch den Drang der Ereignisse, wie durch ein Wunder, aus den Fesseln der Ausnahmegesetze und den Urtheilen der Zuchtpolizeygerichte sich erhob. Im Herbste von 1817 fanden die ersten Wahlen, in Gefolge des

neuen Gesetzes, Statt. Man sah nun manche Staatsmänner ganz erstaunt darüber, daß in der Hauptstadt viele tausend Stimmen den anerkannten Vertheidigern der Volksrechte zufielen, und daß in vielen Departementen der ersten Serie (alle Departemente waren nämlich, zum Behuf der nur in einem Fünftel bestehenden jährlichen Erneuerung der Deputirten, in fünf Serien vertheilt worden) sich ein ähnliches Resultat zeigte, während in beynahe allen damals zusammenberufenen Wahlkollegien die Kandidaten der Ultras gänzlich durchfielen. . . Da jedoch auch die vom Ministerium begünstigten Kandidaten in vielen Wahlversammlungen ernannt wurden, so beruhigte man sich bald wieder. Man schrieb den bey den Pariser Wahlen vorherrschenden Geist auf Rechnung von Börseintriguen, und zeigte sich im Ganzen mit dem ersten Produkt des neuen Gesetzes zufrieden. In der Kammer selbst, wo bisher nur zwey Parteyen, die Ultrapartey und die Anti-Ultrapartey geschieden waren, erhob sich aber nunmehr eine dritte Partey, die der Liberalen, zwar noch sehr schwach an Zahl, aber bereits ausgezeichnet durch Talente und stark durch die Gewalt der öffentlichen Meinung, welche diese Partey auffallend begünstigte. Die nicht zu derselben gehörigen Gegner der Ultras wurden von nun an mit dem Namen der Ministeriellen bezeichnet.

Die Erneuerung des zweyten Fünftels erfolgte im Herbst 1818. Der schwankende Gang des Ministeriums hatte in dem Zwischenraum seit den Wahlen von 1817 seinen Kredit bey der Nation sehr vermindert, während die freye Presse und die Richtung, welche die öffentliche Meinung genommen, den Einfluß der Liberalen noch um Vieles vermehrt hatte. Im Sinne dieser öffentlichen Meinung fielen daher auch nun die Wahlen weit entschiedener aus, als zuvor.

Ein bedeutender Theil der neu Gewählten gehörte den Liberalen an; unter ihnen fanden sich manche der Regierung

verhasste Namen, vorzüglich Lafayette, Benjamin Constant, Manuel; die Illusionen, die man sich über das Resultat der ersten Wahlen gemacht hatte, waren nunmehr nicht ferner haltbar. Man konnte das Wahlgesetz nach seinen Wirkungen beurtheilen. Es war erwährt, daß es durch seine Produkte den Stand der öffentlichen Meinung beurkundete; daß es das neue Interesse, ohne Berücksichtigung des vor der Revolution bestandenen, vorzüglich begünstigte; daß man die Deputirten nicht nach den Instruktionen dieses oder jenes Ministers, dieser oder jener Coterie erwählen konnte; daß man mit Einem Wort die Resultate des Gesetzes nicht zu beherrschen vermochte. Von nun an erklärten sich diejenigen Minister, die mitten unter Zaudern jeder Art, unter Modifikationen in ihrer Lage und Stellung, dennoch im Grunde das Interesse und die Meinungen der Minderheit der Nation theilten, sich gegen ein Gesetz, das der Mehrheit gestattete, ihre Wünsche an den Tag zu legen und ihren Kandidaten den Sieg zu verschaffen. Diese Erklärung bewirkte eine Spaltung im Ministerium. Der vom Kongreß in Aachen zurückgekommene Herzog von Richelieu, der, wie man angibt, dort die Modifikation des Wahlgesetzes versprochen hatte, allein, nach einem anscheinenden Sieg, mit seinen Ansichten nicht durchdringen konnte, verließ das Konseil mit Lainé, Pasquier, Molé und Roy. Decazes, der sich für die unveränderte Beybehaltung des Wahlgesetzes erklärt hatte, behielt den Sieg und erhielt den Auftrag, dem König ein neues Ministerium vorzuschlagen, das auch die Genehmigung des Monarchen erhielt. Marschall Gouvion St. Cyr, der ihn unterstüzt hatte, war nebst ihm der einzige unter den bisherigen Ministern, der in die neue Administration trat, in welche General Dessolles, Deserre, Louis und Portal berufen wurden.

Allein die Gegner des Wahlgesetzes hatten den Muth nicht verloren. Verstärkt durch die Partey der abgegange-

nen Minister, die man in der Deputirtenkammer unter der Benennung des rechten Centrums bezeichnete, beschlossen sie einen förmlichen Angriff auf das Wahlgesetz, um fürs erste wenigstens einige Modifikationen in demselben zu erhalten, bis die Zeit gekommen seyn mochte, es gänzlich abzuändern. Man übertrug dem H. Barthelemy, einem unbefangenen, gutmüthigen alten Mann, dessen Laufbahn höchst ehrenvoll gewesen war, die erste Rolle. Er machte in der Pairskammer einen Antrag auf Modifikation mehrerer Artikel des Gesetzes; vorzüglich drang er auf Errichtung von Bezirks-Wahlkollegien statt der bisherigen Departemental-Wahlversammlung und auf Beschränkung der Wahlrechte der Patentirten. Allein die neuen Minister, bey denen unveränderte Beybehaltung des Wahlgesetzes in seinem ganzen Umfang und in allen seinen Verfügungen, Grundbedingung ihrer politischen Existenz, als Minister, war, machten alle Anstrengungen, um das Wahlgesetz aufrecht zu erhalten. Decazes stellte sich an die Spitze der Gegner von Barthelemys Vorschlag; er wurde von Deserre aufs lebhafteste unterstüzt, der auf seine früheren Ansichten (ein Wahlsystem nach Klassen, das er der Deputirtenkammer bey der Diskussion des frühern Gesetzes vorgeschlagen hatte) Verzicht leistete und das jezt bestehende System aus allen Kräften vertheidigte. Zwar hatte eine große Mehrheit in der Pairskammer sich zu Gunsten von Barthelemys Ansichten erklärt; allein in der Deputirtenkammer, wo erst zwey Fünftel in Gemäßheit des neuen Gesetzes erneuert worden waren, ward die Resolution der Pairs mit 150 Stimmen gegen nicht volle Hundert verworfen, und das bisherige System wurde unverändert beybehalten.

Das Ministerium war mit diesem Sieg noch nicht zufrieden; es sah die Nothwendigkeit ein, Maßregeln zu treffen, um auch in der Zukunft jedem neuen Angriff auf das bestehende Wahlsystem vorzubeugen. Deßhalb bewog es den

König (März 1819) die Pairskammer durch sechzig neue Mitglieder zu verstärken, die man für geeignet hielt, bey jedem künftigen neuen Versuch der Gegner das jetzige Gesetz zu vertheidigen und dem aristokratischen Interesse entgegen zu arbeiten. Freylich gefielen der Nation nicht alle diejenigen, die man zur Vertheidigung der Volksrechte in die Pairskammer berufen hatte, allein man verkannte denn doch die Absicht der Regierung keineswegs, und bey allem Schreyen der Ultras, erhielt die Maßregel im Ganzen den Beyfall der Nation.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die wahren Urheber des Wahlgesetzes (die Doctrinaires) dasselbe während dieser Session mit dem größten Talent vertheidigt hatten. Gleichen Ruhm erwarben sie sich durch die, großentheils von ihnen herrührenden drey Gesetze, welche den neuen Preßkoder für Frankreich bilden und im Laufe dieser Session zu Stande kamen. In allen diesen merkwürdigen Diskussionen, worin sie die Palme davon trugen, erhielten sie eine parlementarische Wichtigkeit, welche in gut organisirten konstitutionellen Staaten gewöhnlich ins Ministerium führt. Man hatte Hoffnung, daß die Angesehensten der Doctrinaires nunmehr zur Unterstützung von Decazes, der sie damals offenbar begünstigte, und durch die Begünstigung von Deserre, der ihnen schon seit längerer Zeit angehörte, an das Staatsruder gelangen würden. Sehr viele wahre Freyheitsfreunde äußerten diesen Wunsch, der um so eher zu realisiren war, da man die Absicht hatte, keinen der damaligen Staatsminister zu entfernen, sondern einige neue Ministerien (für den öffentlichen Unterricht, für Handel und Gewerbe, für den öffentlichen Schatz u. s. w.) zu errichten, die den Chefs der Doctrinaires übertragen werden sollten... Allein durch einige Coteriestreitigkeiten mißlang dieser Plan, und bald trat zwischen Decazes und Royer-Collard, dem ersten Chef der Doctrinaires, einige Spannung ein, die

viel dazu beytrug, das gute Vernehmen zwischen dem Ministerium, oder wenigstens zwischen dem einflußvollsten Minister und der linken Seite der Deputirtenkammer zu trüben. Mit der sogenannten äußersten linken Seite oder vorzugsweise sogenannten Liberalen erhoben sich wegen der von diesen begehrten und von den Ministern damals verweigerten Zurückberufung der Verbannten, noch bedeutendere Mißhelligkeiten. Es ist hier der Ort nicht, in eine umständliche Auseinandersetzung deßfalls einzugehen. Wir erwähnen hier nur, daß dadurch das Ministerium und die linke Seite in eine sehr unangenehme Stellung gegen einander versezt wurden, welche damals viel dazu beytrug, die Uebergabe der Vorschläge zu einigen, von der Nation schon längst gewünschten, organischen Gesetzen über Munizipalverfassung, über die Verwaltung der Departemente, über die Geschwornengerichte, die Nationalgarde, die Reform des peinlichen Gesetzbuchs u. s. w. zu verhindern, und außerdem eine sehr nachtheilige Stimmung in Paris und den Departementen veranlasste, deren Folgen nur zu bald sichtbar wurden. Durch einige Maßregeln des Ministeriums, die nichts weniger, als im Sinn der öffentlichen Meinung waren, wurden die Liberalen erbittert. Unglücklicher Weise äußerte sich diese Erbitterung in Flugschriften und Journalen, in welchen die Regierung sehr häufig ohne alle Schonung angegriffen würde, was denn natürlich die Mißstimmung noch sehr vermehrte.

Unter solchen Auspizien endete die merkwürdige Session von 1818 tief im Sommer 1819, und bald schritt man zu neuen Wahlen, das heißt zur Erneuerung des dritten Fünftels der Deputirten (September 1819). Wäre die in den ersten Monaten des Jahrs 1819 bestandene Harmonie zwischen dem Ministerium und den Liberalen nicht gestört worden, so würden wahrscheinlich diese Wahlen in vollkommener Eintracht und zu allgemeiner Zufriedenheit vor sich gegangen seyn. Allein dem war nicht also. Zwar konnte man sich im

Ganzen über die Bezeichnung der Präsidenten und Vizepräsidenten der Wahlkollegien nicht beschweren; das Ministerium ging hier mit Feinheit und Politik zu Werke; es ernannte weder nach persönlicher Zuneigung, als nach Umständen und zog häufig die öffentliche Meinung zu Rathe. Wirklich wurden auf achtzehn Präsidenten der Wahlkollegien, dreyzehn zu Deputirten ernannt; auch einige Vizepräsidenten wurden gewählt. Anfangs schien es auch, als sey das Ministerium mit dem Resultat der Wahlen zufrieden. Bald änderte es aber die Sprache. Am Hofe war man höchst mißvergnügt, daß von sämmtlichen neu erwählten Deputirten nur vier der Ultraparthey angehörten, und daß mehrere hier begünstigte Kandidaten durchgefallen waren. Dieß hätte zwar an sich wenig Eindruck gemacht, wenn nicht zu gleicher Zeit mehrere der Regierung sehr mißfällige Deputirte erwählt worden wären, vor allen Gregoire, vormaliger konstitutioneller Bischof von Blois, der Mitglied des Nationalkonvents gewesen war und den Tod Ludwigs XVI., wofür er zwar nicht gestimmt, weil er sich gerade auf Mission befand, förmlich gebilligt hatte. Diese Wahl Gregoires (im Iseredepartement) wurde von den Ultras benuzt, um Lärm zu schlagen, und sich neuerdings gegen ein Wahlgesetz zu erheben, wodurch solche Ernennungen auch nur möglich hatten werden können. Ihr Geschrey am Hofe war so groß, daß selbst Decazes das gegenwärtige Wahlsystem nicht mehr länger in Schutz zu nehmen wagte. Andere Gründe trugen dazu bey, ihn gegen das Wahlgesetz einzunehmen. Die lezten Wahlen waren den Liberalen noch weit günstiger gewesen, als die beyden vorhergegangenen. Es war leicht vorauszusehen, daß diese Partey, wenn noch einmal eine Erneuerung Statt finden würde, die entschiedene Mehrheit in der Deputirtenkammer erhielte. Und gerade Er hatte sich mit den Liberalen mehr als je entzweyt; ihre ununterbrochenen Angriffe beleidigten ihn. Zwar wa-

ren sie von ihm begünstigt worden, so lange er die Ultras fürchtete, weil sie ihm gegen diese treffliche Bundsgenossen gewesen waren. Allein seine Absicht war niemals, sich mit ihnen ernstlich zu verbinden, noch weniger ihnen die Herrschaft einzuräumen. Sie fingen an, ihm zu mächtig zu werden. Nach seinem beliebten Schaukelsystem (système de bascule) hielt er nun den Zeitpunkt für günstig, um sich den Ultras wieder ein wenig zu nähern, und mit ihrer Hülfe die Liberalen niederzudrücken. Die Unterstützung der Ultras konnte er aber nur dadurch erhalten, wenn er die Hände zur Modifikation des Wahlgesetzes bot. Zwar war er nicht gesonnen, ihr aristokratisches System zu begünstigen. Er wollte vielmehr nur solche Veränderungen, die der Regierung größeren Einfluß verschaffen konnten, um das Uebergewicht der ministeriellen Partey zu sichern. Dieß war wol seine einzige Absicht. Um diese zu erreichen, schien es ihm aber, daß er nur durch Umwege dazu gelangen könnte, und daß er sich der Ultras als Mittel bedienen müsse, um seinen Zweck zu erhalten.

Die Heftigkeit, mit der man sich am Hofe gegen das Resultat der Wahlen erklärte, kam ihm daher sehr gelegen. Dieß verschaffte ihm Gelegenheit, den Ultras, denen die Hofbeamten insgesammt angehörten, entgegenzukommen, und ihnen Hoffnung zu geben, daß er ernstlich gesonnen sey, das Wahlsystem abzuändern.

Man versicherte in den größern Zirkeln der Hauptstadt, daß gewisse Insinuationen einiger fremder Mächte gegen die Fortschritte des demokratischen Systems gleichfalls nicht ohne Wirkung geblieben waren, und daß dieser Einfluß nicht wenig dazu beytrug, den Minister Decazes in seinem Vorhaben zu bestärken. Was aber über die Mittheilungen von Seiten auswärtiger Mächte damals ins Publikum gelangt ist, hat so wenig Authentizität, daß es bis jezt unmöglich ist, darüber etwas Bestimmtes anzuführen. Nur

scheint auffallend, daß es gerade der unmittelbar auf die Karlsbader Konferenzen folgende Zeitpunkt war, in welchem eine große Veränderung im politischen System der französischen Regierung bemerkbar wurde.

Was aber die bald darauf beschlossenen Modifikationen im Wahlgesetz noch mehr begünstigte, war die Tendenz einiger Staatsmänner für Institutionen, die sich mehr denjenigen der englischen Verfassung näherten. Dieser Umstand verdient näher beleuchtet zu werden. . . Wir entlehnen darüber aus der oben erwähnten Schrift folgende Notizen:

„Mehrere der ersten Urheber des bisherigen Wahlgesetzes fanden sich, ohne die Grundlagen desselben zu verläugnen, durch einige seiner Resultate gefährdet. Genöthigt, die Rechte der Regierung zu vertheidigen, deren Bewahrung ihnen zum Theil anvertraut war, verabsäumten sie einigermaßen die Sorge, sich Popularität zu verschaffen. Ihr wirklich sehr großes Verdienst war dennoch nicht so sehr in die Augen fallend, daß es allgemein zugestanden wurde. Es ward zuweilen verkannt, und man ließ ihnen nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Ihre Lage, ihre Noth, das Gefühl ihres Werths gestatteten ihnen nicht, sich zu einer Vertheidigung herabzulassen. Sie wurden aber erbittert. Sie schrieben unsern Institutionen zu, was wohl nur das Unrecht der Zeitgenossen, oder vielleicht gar nur ein der Menschheit anklebendes Gebrechen war. Sie stellten eine Prüfung der englischen Verfassung an, um Mittel gegen die vermeinten Uebel, die sie entdeckt zu haben glaubten, aufzufinden. Lange zuvor, ehe die Regierung ihre Absicht zu erkennen gab, das bestehende Wahlgesetz abzuändern, war in ihren Versammlungen als Wahrheit anerkannt, daß die fünfjährige Totalerneuerung der Deputirtenkammer allein der repräsentativen Regierung gestatten könne, sich nach einem definitiven Plan zu organisiren, weil nur dadurch die Regierung für eine längere Zeit eine feste Majorität in der Deputirtenkammer er-

halten könne. Diese Idee war die Grundlage aller neuen Plane, mit denen man sich beschäftigte. Allein es stand ein großes Hinderniß im Wege, — die deutliche und bestimmte Verfügung der Charte, die auf die förmlichste Weise die jährliche Erneuerung des Fünftels der Kammer der Abgeordneten gebietet. Dieses Hinderniß musste als unübersteiglich betrachtet werden, sowol wegen der Unveränderlichkeit der Charte, welche jene Bestimmung enthält, als auch wegen der auf das Feyerlichste in der berühmten Ordonnanz vom 5ten September 1816 aufgestellten Grundsätze. Denn um die Unveränderlichkeit der Charte noch mehr zu befestigen, entzog diese Ordonnanz der Diskussion gewisse populäre und liberale Concessionen, welche die öffentliche Meinung dem großen Vortheil der Stätigkeit der Grundsätze und des einmal angenommenen Systems aufopferte. Um aber nun alle diese Schwierigkeiten, deren Wichtigkeit man sehr wohl einsah, mit einem Male zu besiegen, kam man auf eine gänzliche Umformung der parlamentarischen Organisation und auf eine veränderte Verfassungs-Urkunde. Man suchte zuerst in vertrauten Zirkeln die Nothwendigkeit davon darzuthun, jedoch mit der Erklärung, daß dieß zuverlässig die lezte Veränderung dieser Art seyn sollte, die man je beabsichtigen würde!

Bald darauf kam die Kunde von den projektirten Modifikationen der Verfassung ins Publikum, wo sie aber sogleich mit dem entschiedensten und erklärtesten Mißfallen aufgenommen ward, und wo die öffentliche Meinung in ganz Frankreich sich aufs Bestimmteste dagegen aussprach. Sobald man die vorgeschlagenen Modifikationen näher kannte, gab man zwar zu, daß in einer andern Lage und unter andern Verhältnissen manche derselben nicht unzweckmäßig seyn würden. So billigte man zum Beyspiel an sich und im Allgemeinen, daß die Kammern die Initiative zu den Gesetzen erhalten, daß

die Publizität ihrer Debatten vergrößert und vervollständigt werden sollte, besonders auch durch den Zutritt des Publikums zu den Sitzungen der Pairskammer; daß man die Zahl der Deputirten verdoppeln; das Alter, in welchem man in die Kammer der Abgeordneten gelangen könnte, herabsetzen und neue Bestimmungen über die politische Mündigkeit anordnen; daß man endlich, wie im brittischen Parlament, das öffentliche Abstimmen in den Kammern einführen wollte. Allein dergleichen, an sich gute, Verbesserungen in der Charte konnten in der Folge zu Stande gebracht werden, wenn man einmal die Art und Weise der Revision der Verfassungs-Urkunde durch ein organisches Gesetz bestimmt hatte. Der jetzige Zeitpunkt war aber nicht im Mindesten zu dergleichen Veränderungen geeignet. Denn die neuen Vorschläge mussten nothwendig das bestehende Wahlgesetz angreifen, das die Nation als das Palladium ihrer Freyheit betrachtete, und dessen unveränderte Aufrechthaltung ihr Wahlspruch geworden war, seitdem es durch die ganze für anti-konstitutionelle gehaltene Partey bey den Diskussionen des verflossenen Frühlings so sehr gefährdet worden war. Mochten auch immerhin die Veränderungen, die man im Wahlgesetz bezweckte, nur untergeordnet seyn und dessen wesentlichste Verfügungen nicht antasten, so erschien doch schon der Vorschlag im Allgemeinen als eine Inkonsequenz, die um so größer war, da jener von Staatsmännern herrührte, die mit so vieler Kraft und Energie den Antrag Barthelemys bekämpft hatten, der doch im Grunde nur darauf ausging „den König zu ersuchen, ein Gesetz vorzuschlagen, wodurch die Organisation der Wahlkollegien Modifikationen erhielte, deren Nothwendigkeit unumgänglich erkannt wurde.“

So laut und entschieden sich aber auch die öffentliche Meinung nun auf allen Punkten Frankreichs gegen jede Abänderung der Charte und des Wahlgesetzes, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mochten, in diesem Augenblick

blick aussprach, so wollte doch das Unglück, daß die Urheber der projektirten Modifikationen (man nennt als solche vorzüglich den Herzog von Broglio, von Staël, Guizot, Barante; zum Theil auch Royer-Collard, Beugnot u. A., übrigens durchgängig geschäzte Männer und entschiedene Vertheidiger der konstitutionellen Freyheit) auf ihrem Entschluß beharrten und denselben durchzusetzen suchten, weil sie von der Vortrefflichkeit ihrer Ideen überzeugt waren. Noch unglücklicher war, daß der Minister Decazes, mit dem einige dieser Staatsmänner in inniger Verbindung standen, nach einigem Zaudern sich zu Gunsten ihrer Ideen erklärte. Noch ist wohl nicht ausgemacht, ob dieß aus Ueberzeugung geschah, oder ob der Minister die Neuerer blos voranstellen wollte, um den ersten Angriff zu unternehmen und denselben alsdann in einem andern Sinn zu benutzen. Decazes brachte die Sache vor das Konseil der Minister, wo es dann nothwendiger Weise zu wichtigen Erklärungen kommen musste. Diese blieben auch nicht aus; General Dessolles, der kurz zuvor in einer merkwürdigen, den auswärtigen Höfen mitgetheilten diplomatischen Note das bestehende Wahlsystem vertheidigt hatte, blieb seinen Grundsätzen treu, und erklärte sich im Konseil gegen alle Modifikationen des Wahlgesetzes und gegen alle andere Neuerungen. Er ward vom Marschall St. Cyr und von Louis unterstüzt, während Deserre und Portal zu Decazes übertraten. Diese Session bewirkte eine Veränderung im Ministerium; Dessolles, Louis und St. Cyr erhielten ihre Entlassung. Deserre, der früherhin nicht im besten Vernehmen mit Decazes gestanden war, und dessen nahen Abgang man allgemein prophezeit hatte, blieb Chef des Justizdepartements.

Man fällte damals über Deserre manche harte und unverdiente Urtheile, weil er sich nach der bisherigen Spannung, in der er mit Decazes stund, so schnell von seinen andern Kollegen abwendete, um sich mit Jenem zu verbin-

den. Allein um Deserres Benehmen mit Unbefangenheit zu prüfen, darf man den Gegenstand der obwaltenden Diskussionen nicht aus den Augen verlieren. Schon lange war die Abänderung des Wahlgesetzes Deserres Wunsch gewesen. Er hatte, bey der ersten Berathschlagung über dasselbe, es in seinen Grundprinzipien und in seinem ganzen Umfang bekämpft, und gedachte ihm ein anderes Wahlsystem, auf die besondere Repräsentation jeder Klasse von Staatsbürgern berechnet, die sich nach der Identität ihrer Intressen in besondere Korporationen bilden sollten, zu substituiren. Er schien damals seine Ideen mehr aus Politik, als aus Ueberzeugung aufzugeben, und in der Folge das einmal bestehende Wahlgesetz nur im Interesse des Ministeriums zu vertheidigen. Es musste ihm also angenehm seyn, wenn eine Veränderung dieses Wahlgesetzes bey der Regierung zur Sprache kam; deßhalb begünstigte er aus allen Kräften die vorgeschlagenen Modifikationen, und versprach sie zu unterstützen. Deßhalb konnte er mit seinen bisherigen Kollegen, welche diese Ansichten nicht theilten, auch nicht länger in Verbindung bleiben, und musste vorläufig zu Decazes übertreten, der ja auch, wie er selbst, zu modifiziren entschlossen war, ohne jedoch mit ihm noch über die einzuführenden Neuerungen einig zu seyn.

Noch ehe die drey Minister ihre Entlassung erhalten hatten, unterhandelte man über die Bildung einer neuen Verwaltung. Allein man stieß hier auf Schwierigkeiten, die man nicht erwartet hatte. Mehrere angesehene Staatsmänner, die in die Verwaltung berufen werden sollten, schlugen die ihnen gemachten Anerbietungen aus, oder wollten sie, was im Grunde dasselbe war, nur unter der Bedingung annehmen, daß das Wahlgesetz nicht abgeändert würde. Decazes leitete die Unterhandlungen; Deserre besorgte alle Details derselben mit einem Eifer und einer Art von Hingebung, die man nicht von ihm erwartet hätte. Die neu ein-

tretenden Minister sollten ihre Zustimmung zu zwey Hauptpunkten geben: nämlich zur neuen parlamentarischen Organisation mit der nur alle fünf Jahre Statt habenden Erneuerung der Deputirtenkammer, und zu den durch jene Organisation nöthig gewordenen Veränderungen im Wahlgesetz. Da die ersten Versuche den erwünschten Erfolg nicht gehabt hatten; so trat man in Unterhandlung mit denjenigen, welche der beabsichtigten Reform gewissermaßen den Impuls gegeben hatten, und die man allgemein unter dem Namen der Doctrinairs bezeichnete. Man wollte nicht allein die Stellen der abtretenden Minister einigen von ihnen überlassen, sondern zu ihren Gunsten die Zahl der Ministerien vergrößern, um alle diejenigen in das Kabinet aufzunehmen, deren Einfluß für die Durchsetzung der neuen Projekte vortheilhaft seyn konnte. Im Grunde hätte diese Kombination glückliche Folgen haben müssen, weil das Ministerium alsdann, durch sehr talentvolle Männer unterstüzt, in den Kammern ein Uebergewicht erhalten hätte, das ihm auf seinem isolirten Standpunkt gänzlich mangelte. Die Unterhandlungen mit den Doctrinairs dauerten eine Zeitlang fort, allein wider alle Erwartung — zerschlugen sie sich. Man schreibt ihr Mißlingen dem Umstand zu, daß, bey näherer Erklärung über die vorzuschlagenden Veränderungen, man gegenseitig zu der Ueberzeugung gelangte, daß ungeachtet aller anscheinenden Analogien beyde Theile dennoch zu ganz entgegengesezten Resultaten gelangen würden. Da keine Einstimmung zu hoffen war, so trennte man sich, ohne daß jedoch ein förmlicher Bruch erfolgte.

Decazes und Deserre hätten in dieser Lage wahrscheinlich wieder eingelenkt, wenn ein Einlenken noch möglich gewesen wäre. Allein sie konnten nicht mehr zurücktreten, weil sie schon zu bestimmt sich erklärt hatten. Ein höherer Einfluß machte es ihnen übrigens unmöglich. Es blieb ihnen also nichts mehr übrig, als sich an vorma-

lige Mitglieder des Kabinets zu wenden, die ehedem schon bereit gewesen waren, das Wahlgesetz abzuändern. So traten Pasqier und Roy wieder ins Ministerium, und da man unter den in der Nähe befindlichen Generalen keinen Nachfolger des Marschalls St. Cyr finden konnte, so wurde der als Botschafter beym englischen Hof angestellte General Latour Maubourg zum Kriegsminister ernannt. Decazes erhielt das Präsidium und die mit der Stelle des Präsidenten vom Konseil verbundenen Vorrechte.

Das neue Ministerium war im Grunde zu keinem andern Zweck gebildet worden, als zur Zerstörung des bisherigen Wahlsystems. So wie es daher installirt war, so musste es sich auch damit beschäftigen, die besondere Mission, die es sich auferlegt hatte, zu erfüllen. Es sah inzwichen ein, daß es mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, und beschloß daher, kein Mittel unversucht zu lassen, das ihm auf irgend eine Weise Unterstützung gewähren könnte. Zuvörderst trachtete es, die öffentliche Meinung für seine Reformationsprojekte zu gewinnen. Allein bald überzeugte es sich, daß alle in dieser Hinsicht Statt findenden Bemühungen ihren Zweck doch nur verfehlen würden. Decazes, der die schwierige Lage, in der er sich befand, gar wohl erkannte, suchte wenigstens so viele angesehene und einflußvolle Männer, als möglich, auf seine Seite zu bringen. Mit vieler Gewandtheit benahm er sich sowol gegen die Anhänger des Richelieu-Lainé'schen als gegen die des Dessolles'schen Ministeriums. Es gelang ihm übrigens, noch einige alte Ministerielle zu gewinnen, die in der heterogenen Verwaltung, deren Mitglied er war, und die er dann im December 1818 gestürzt hatte, angesehene Stellen bekleidet hatten. Er wusste übrigens, so viel es immer noch möglich war, mit den meisten seiner bisherigen Verbündeten in gutem Vernehmen zu bleiben, selbst mit denjenigen, welche noch ganz zuvor von ihm gemeinschaftlich darauf bedacht ge-

wesen waren, eine dauerhafte Verbindung zwischen den alten Interessen und Ansprüchen, und den neuen Interessen und Ansprüchen, zwischen der Revolution und der Restauration zu bewerkstelligen.. Damals trennten sich die unter dem Namen der Doctrinairs bekannten Staatsmänner. Die Einen waren noch zu sehr mit der Verwirklichung ihrer parlamentarischen Verbesserungssysteme beschäftigt, als daß sie das Interesse des Moments begriffen und eingesehen hätten, wie es jezt im Grunde weder auf partielle oder Totalerneuerung der Deputirtenkammer, noch auf Vermehrung der Zahl der Abgeordneten, noch auf Veränderungen in Bezug auf die Gesetz-Initiative, sondern darauf ankam, ob in Zukunft das alte oder das neue Interesse in Frankreich prädominiren sollte.. Die andern Doctrinairs hingegen sahen nur zu sehr ein, was beabsichtigt war, und erklärten sich deßhalb gegen alle Veränderungen in der Charte und im Wahlgesetz. Diese ihre Scission machte um so mehr Aufsehen, da man nun einsah, daß die in die zweyte Kategorie gehörenden Doctrinairs, unter denen Royer-Collard und Camille Jordan voranstanden, ihren ganzen großen Einfluß in der Kammer und auf viele ihrer Kollegen vom linken Centrum benutzen würden, um diese zu bewegen, sich allen projektirten Veränderungen mit Nachdruck zu widersetzen. Die Minister überzeugten sich nun selbst, daß das Gelingen ihres Plans sehr problematisch geworden war.

Auf das gebildete Publikum machte diese Scission gleichfalls eine sehr bemerkbare Wirkung. Man sah ein, daß die angebliche Gefahr, in welcher sich die Monarchie befinden sollte, nichts mehr und nichts weniger war, als eine klägliche Illusion; daß man unter dem Vorwand dieser Gefahr alle erworbenen Rechte angreifen; Institutionen, deren ewige Dauer man noch vor Kurzem verheißen hatte, umstürzen; und die öffentliche Freyheit, die noch bey weitem nicht die zugesagte Ausdehnung erhalten hatte, in noch engere

Schranken eindämmen wollte. Man konnte und durfte nun um so weniger das Opfer eines der Nation so werthen Gesetzes, der Quelle ihres politischen Lebens, verlangen, da die weisesten und geschätztesten Staatsmänner dieses Opfer für zwecklos und schädlich erklärten. Die öffentliche Meinung sprach sich gleichzeitig auf allen Punkten aus, und mißbilligte im Voraus alle beabsichtigten Neuerungen. Ihre Stimme konnte nicht verhallen, denn sie war zu allgemein; sie äußerte sich durch zahlreiche Adressen, in Schriften, in Tagblättern.

Selbst diejenigen, auf deren Unterstützung die Minister zählen konnten, waren großentheils nur schwache Stützen. Die Einen handelten aus Politik, und weil die Stellung, in der sie sich befanden, es gerade mit sich brachte; die Andern heuchelten eine Ueberzeugung, die sie im Grunde nicht hatten und nicht haben konnten, und beschränkten sich bey ihren Angriffen gegen die bestehende Wahlordnung auf Nebenpunkte, auf die es bey der gegenwärtigen Diskussion gar nicht ankam. Nur sehr Wenige schienen aufrichtig zu Werke zu gehen.

Es schien also keine leichte Arbeit, eine Uebereinstimmung über ein neues Wahlgesetz unter Staatsmännern zu bewirken, die weder dieselben Ideen, noch dieselben Ansichten, noch dasselbe System hatten. Außerdem war noch der Hauptpunkt unentschieden. Die Minister mussten nämlich, wenn sie Veränderungen dieser Art durchsetzen wollten, auf eine bestimmte Mehrheit in der Deputirtenkammer rechnen können. Allein schon bey einer, auch nur oberflächlich angestellten, Untersuchung ergab sich, nach der Art und Weise, wie die Deputirten sich in der Kammer gruppirt hatten, daß gar keine absolute Majorität vorhanden seyn konnte, und daß das Ministerium sich höchstens nur schmeicheln durfte, eine relative Mehrheit zu erhalten. Und um diese bey den ersten Gesetzvorschlägen zu erringen, sah es sich gezwungen,

zu kleinen Ränken und zu elenden Kombinationen seine Zuflucht zu nehmen. Allein es konnte sich bald überzeugen, daß es, daß es, sobald die große Aufgabe dieser Session, — das neue Wahlprojekt zur Sprache kommen würde, auch diese relative Mehrheit nicht erhalten könnte, indem es weder auf die linke Seite, noch auf das linke Centrum, noch auf die rechte Seite rechnen durfte, und die Zahl der Mitglieder des mittlern und rechten Centrums nicht so beträchtlich war, um sich durch dieselben eine Mehrheit zu bilden.

In dieser Verlegenheit, und da das linke Centrum, der natürliche Verbündete des vorigen (Dessolles'schen) Ministeriums nicht für Modifikationen im Wahlgesetz zu gewinnen war, sahen die Minister keinen andern Ausweg, als sich der rechten Seite oder den Ultras zu nähern. So unangenehm dieser auch war, so mussten sie sich dennoch dazu entschließen, wenn sie nicht alle, durch die lezten Veränderungen im Konseil beabsichtigten, Plane aufgeben wollten. Es mochte ein grausames Gefühl für Decazes, für den Mann des 5ten Septembers (1816) seyn, sich in einer Lage zu befinden, die ihn gewissermaßen zwang, derjenigen Partey, die er so mannhaft bekämpft und dann besiegt hatte, freundschaftlich entgegenzukommen. Und es musste geschehen; es mussten dieser Partey Concessionen gemacht werden, wenn sie das Ministerium in der Kammer unterstützen sollte.

Sobald einmal dieser Punkt entschieden war, kam es endlich darauf an, ein neues Wahlgesetz zu verfertigen. Verschiedene Projekte waren ausgearbeitet worden; diese beschloß man, im Konseil selbst einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Lainé ward berufen, an den Berathschlagungen Theil zu nehmen; Andere, deren System gleichfalls mit dem von Decazes im grellsten Widerspruch stand, wurden auch berufen. Es war wieder sehr peinlich für Decazes, die Ansichten Lainé's wegen Veränderungen im Wahlgesetz verlangen zu müssen; Lainé's, der kaum ein Jahr zuvor durch

Decazes Einfluß aus dem Ministerium entfernt worden war, weil er das Wahlgesetz, das damals Decazes aus allen Kräften vertheidigte, modifiziren wollte; Lainé's endlich, der selbst nie dergleichen Modifikationen hätte vorschlagen oder unterstützen sollen, weil unter seinem Ministerium und auf seinen Vortrag die beyden Kammern dasselbe Wahlgesetz angenommen hatten.

Sobald Lainé und dessen Freunde in das Konseil berufen waren, in dem das veränderte Wahlsystem zu Stande gebracht werden sollte, zogen sich auch diejenigen Doctrinärs, die bisher noch zu Veränderungen die Hand geboten hatten, wieder zurück, und erklärten, daß sie an dem neuen Gesetzvorschlag nicht den mindesten Antheil nehmen würden. Die Berathungen im Konseil dauerten lange und brachten kein Resultat. Man ging gegenseitig von zu verschiedenartigen Ansichten aus, als daß man sich hätte verständigen können. War man auch über einige Punkte übereingekommen, so trennte man sich bald wieder. Diese langen Diskussionen, diese fortwährenden Zögerungen, dieser immer neue Aufschub brachten die Minister vollends um allen Kredit beym Publikum, das nun die lächerliche Seite der ganzen Sache auffasste. Man hoffte endlich, es würde zu keiner Entscheidung kommen, und am Ende Alles bleiben, wie es war. Allein das Ministerium fühlte, daß, insofern es nicht abtreten wollte, es irgend ein Projekt über die Wahlen den Kammern vorlegen müsse. Es sezte endlich den 14. Februar als den entscheidenden Tag fest, an welchem seine Vorschläge übergeben werden würden, und benachrichtigte die Kammern davon auf offizielle Weise. Noch in der Nacht vor dem 14. Februar war das Gesetzprojekt nicht beendigt, wie Decazes nachher selbst erklärte.

Am 13ten erfolgte die traurige Katastrophe der Ermordung eines französischen Prinzen (des Herzogs von Berry), und am folgenden Tag übergab endlich Decazes der Depu-

tirtenkammer den neuen Wahlgesetz=Entwurf, während seine Kollegen unmittelbar darauf den beyden Kammern die neuen Exzeptionsgesetze vorlegten. Sechs Tage nach dem 14. Februar musste Decazes das Ministerium verlassen. Die Geschichte seiner Entlassung gehört nicht hieher.

Es dürfte nicht ohne Interesse für unsere Leser seyn, wenn wir ihnen in einer gedrängten Darstellung das Merkwürdigste mittheilen, was über die Gegenstände, welche wir so eben berührt haben, einer der angesehensten und talentvollsten Doctrinairs, der damalige Staatsrath Guizot in seinem so eben erschienenen höchst interessanten Werk (du Gouvernement de la France depuis la restauration et du Ministère actuel) zur Kenntniß des Publikums bringt. Da Guizot selbst sehr vielfach zu den Veränderungen mitwirkte, die in der Charte und im Wahlgesetz beabsichtigt waren, in der Folge aber, als er die traurigen Wirkungen sah, welche diese Veränderungen auf die Stimmung der Nation hatten, wieder einlenkte, und alle Reformationsprojekte auf unbestimmte Zeit verschieben wollte, so sind die Notizen, welche er uns über die damaligen Vorgänge liefert, um so wichtiger, und verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit, da er als mithandelnde Person bey jenen Vorgängen aufgetreten war. Er erklärt sich darüber im Wesentlichen folgendermaßen:

„Lange vor den Wahlen von 1819 war der Minister Deserre überzeugt gewesen, daß die oberste Gewalt zu ohnmächtig sey, und vergebens alle Anstrengungen mache, um einen Haltungspunkt zu finden, der sie in den Stand setzen könne, den Faktionen den gehörigen Widerstand zu leisten. Diese Ueberzeugung hatte ihn auf Untersuchung der Ursachen dieser Lage geführt, welche, ungeachtet aller im Ministerium statt gefundenen Vernderungen, stets dieselbe geblieben war. Er glaubte jene Ursachen in der Unzulänglichkeit unserer Institutionen und in einer nur auf eine sehr unvollkom=

mene und unzusammenhängende Weise erfolgten Aneignung des repräsentativen Systems gefunden zu haben. Die Schwäche der Regierung schien ihm aus der Schwäche der Deputirtenkammer hervorzugehen. Denn von dieser Kammer, dem Centrum und Inbegriff des National-Interesse und der Ansichten der Nation muß die Verwaltung ausgehen, welche dem Lande zuträglich ist. Deserre glaubte, daß weder die Charte, noch die bereits eingeführten konstitutionellen Gesetze der Deputirtenkammer die gehörige Energie und die erforderliche Stätigkeit verliehen, um die Regierung gewissermaßen bilden und dann gehörig unterstützen zu können. Die geringe Zahl der Abgeordneten, das festgesezte Alter, die partielle und jährliche Erneuerung, die Abwesenheit einer freyen und direkten Initiative, die schlechte Form der Berathschlagungen schienen ihm die vornehmsten Gebrechen unserer konstitutionellen Organisation zu seyn, und ihnen schrieb er großentheils die Unordnung und die Ohnmacht zu, die sich im Innern der Regierung äußerten. Seine ersten Ansichten gingen demnach darauf aus, die angegebenen Gebrechen zu verbessern, das repräsentative System ohne Rückhalt und ohne alle Bedingung anzunehmen, und in dieser Aneignung die neue wahrhafte Nationalkraft zu suchen, die allein die Ordnung und Freyheit zu begründen vermag. Diese Mittel hielt er für allein zweckmäßig und sogar für unumgänglich nothwendig in dem dermaligen Zustand der Regierung Frankreichs. Ansichten dieser Art waren bey ihm System geworden; sie hatten die Begründung des Rechtszustands zum Prinzip, die Begründung der Freyheit zum Zweck. Er theilte dieselben mit beynahe allen denjenigen, die von der Nothwendigkeit einer engern und festern Verbindung mit dem neuen Frankreich, seinen Institutionen und Interessen überzeugt waren; die das alte Regiment vollends ganz beseitigen, und der konstitutionellen Ordnung der Dinge eine vollkommene, ruhige und regelmäßige Herrschaft ver-

schaffen wollten. Diese leztern hielten außerdem dafür, daß ein solcher Zweck nur mit Unterstützung der Nationalpartey und in Uebereinstimmung mit ihr erreicht werden könne, und daß jede Annäherung an die Gegen-Revolution den nützlichsten Absichten nachtheilig seyn würde.

„Wenn sich Deserre's Projekte auf die großen Reformen, wovon wir so eben gesprochen, beschränkt hätten, so wäre wol ihr Erfolg noch sehr zweifelhaft gewesen, weil vielleicht die Zeit noch nicht reif dazu, und die Gemüther noch nicht genug vorbereitet waren; allein es würden zuverlässig die traurigen Resultate, die in der Folge Statt gefunden, nicht eingetreten seyn. Allein im Grunde hatte Deserre noch andere Ideen, die nothwendiger Weise in seine Reformationsprojekte mit eingingen. Er hatte im J. 1816 das neue Wahlgesetz hartnäckig bekämpft, und wenn er es auch in den ersten Monaten von 1819 lebhaft gegen die Angriffe der alten Regierung vertheidigte; wenn er auch zu Ende Decembers 1818 zu diesem Behuf und in dieser Absicht in das Ministerium eingetreten war, so konnte dennoch Eine der Hauptgrundlagen dieses Gesetzes niemals mit seinen Ideen über eine zweckmäßige Konstituirung der gesellschaftlichen Ordnung übereinstimmen. Die Gleichheit der Rechte unter den Wahlmännern schien ihm gleich gefährlich für die Freyheit, wie für den Thron. Seinen Ansichten nach musste diese Gleichheit der Wahlmänner zerstört, und sie sollten nach ihrem Vermögen und nach ihrer Stellung in der Gesellschaft klassifizirt werden; jede Klasse sollte, nach ihm, ihre besondern direkten Repräsentanten erhalten. Diese Ideen Deserre's schienen mir und vielen von seinen nähern Umgebungen höchst unzweckmäßig; ich bekämpfte sie nebst Barante und andern unserer Freunde auf das nachdrücklichste. Man muß Deserre die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, obgleich seine Ueberzeugung von der Trefflichkeit seines Systems ganz fest war, er dennoch unsere Einwürfe stets anhörte und

zuweilen die Wichtigkeit derselben erkannte. Man durfte sogar die Hoffnung nicht aufgeben, daß er noch dahin gebracht werden könnte, diesen Theil seines Systems aufzugeben, der eine gewisse Verbindung mit der Gegen-Revolution gewissermaßen unvermeidlich machte. Denn es ist eine anerkannte Thatsache, daß unter unsern beträchtlichern Güterbesitzern Manche, vielleicht die größte Zahl, noch der alten französischen Aristokratie angehören. Schon aus dieser Thatsache erhellt aber, daß man die Wahlmänner nicht klassifiziren; daß man dem reichsten Theile derselben nicht einen abgesonderten geschiedenen und unabhängigen Einfluß zuerkennen darf, wenn man nicht auf eine künstliche Weise eine besondere Gewalt zu Gunsten der Gegen-Revolution gründen will. Es kommt nicht darauf an zu untersuchen, ob diese besondere Gewalt die alte Regierung herbeyführen will oder ob sie es vermag? Ihre bloße Existenz, als Gewalt, ihre offizielle Konstituirung vermittelst eines Privilegiums, sezt die neuen Interessen in Schrecken. Nun bequemen sich aber die Völker nicht dazu, in Frieden zu leben, wenn sie die Auflösung eines Problems, von der ihr künftiges Geschick abhängt, zu erwarten haben. Es war also klar, daß bey dem ersten Versuch, die Gleichheit unter den Wahlmännern aufzuheben, und sie gesetzlich nach ihrem Einfluß und ihrem Vermögen zu klassifiziren, die ganze Frage aus dem Gebiet der Theorie heraustreten musste; daß sich dann die Revolution ihres Rechts beraubt, die Gegen-Revolution mit einem Privilegium bewaffnet sehen, und der Krieg zwischen den alten und neuen Interessen ausbrechen würde.

„So war der Stand der Sachen, als die Wahlen im Herbst 1819 erfolgten. Es ist unverkennbar, daß sie feindlich gegen die Regierung waren. Ich will damit nicht sagen, daß die Mehrzahl der neu ernannten Deputirten die bestehende Ordnung der Dinge umstürzen wollte; ich bin vielmehr fest überzeugt, daß nur sehr wenige solche Absich-

ten haben mochten. Allein es ist zuverlässig, daß in vielen Wahlkollegien ein Geist des Mißvergnügens vorherrschend war, der die Mehrheit der Stimmen auf Männer leitete, welche dem Ministerium nichts weniger, als angenehm seyn konnten, und die in keiner andern Absicht nach Paris geschickt wurden, als um den neuen Interessen einen vollständigen Sieg zu verschaffen, die Partey der alten Regierung gänzlich niederzuschlagen und gegen die Versuche oder Hoffnungen der Gegen-Revolution eine unübersteigliche Scheidewand aufzustellen. In dieser Stimmung lag wenig Wohlwollen oder Zutrauen für die Minister, obgleich keine bestimmte und direkte Erbitterung. Man suchte sich selbst gegen die alten Interessen zu verwahren, weil man sich vor denselben durch die Minister nicht für gehörig geschützt hielt. An einigen Orten und bey gewissen Klassen der Wahlmänner beurkundete sich jedoch eine lebhaftere und drohendere Feindseligkeit gegen die ganze Regierung. Die Ernennung von Gregoire war eine ernste Beleidigung. Nur alte, entschiedene Feinde (der Dynastie) konnten ihn anerkennen. Allein Männer, die im Grunde nicht zerstören wollten, boten dennoch die Hände zu dieser Ernennung. Sie begingen dadurch einen ungeheuern Fehler.

„Die Wirkung, welche die neuen Wahlen auf die Regierung hervorbrachten, war außerordentlich. Sie überließ sich den ernstlichsten Besorgnissen. Sie hätte in diesen Wahlen den Ausdruck der öffentlichen Meinung sehen sollen. Man mochte immerhin gegen Intriguen, gegen den Einfluß eines dirigirenden Comité schreyen; allein man konnte doch nicht verkennen, daß gewisse allgemeine Interessen litten; daß diese leidenden Interessen eine große Stärke besaßen; daß es dringend sey, ihre Unruhe zu zerstreuen und ihre Stärke der Regierung zuzuwenden. Um mit Einem Wort Alles zu sagen: es war klar, daß dasjenige, was man seit 5 Jahren wollte und unter so manchem Treiben

stets gesucht hatte, — die Sicherheit der neuen Interessen, noch nicht erlangt war.

„Sobald einmal diese Wahlen Statt gefunden hatten, musste es scheinen, daß die Reformationsprojekte des Ministeriums, die zuvor noch nicht zur öffentlichen Kunde gekommen waren, durch die entstandenen Besorgnisse der Regierung veranlasst würden; und sobald man in diesen Projekten die Verletzung der Gleichheit der Wahlmänner erblickte, bey welcher die neuen Interessen sich für gesichert hielten, und den Versuch sah, ein besonders Recht, ein Privilegium für das höhere Eigenthum zu gründen, in welchem die alten Interessen noch vorherrschend waren, musste man für ausgemacht halten, daß die Regierung einen rückgängigen Gang einschlagen und mit den Repräsentanten der alten Interessen in Verbindung treten wollte.

„Bey dieser neuen Wendung der Angelegenheiten entstand eine Spaltung unter den Ministern. Dessolles, Gouvion-St. Cyr und Louis, die anfangs, wie man versichert, Deserre's Reformationsprojekte im Interesse der Entwicklung und der Dauerhaftigkeit der bestehenden Ordnung genehmigt hatten, weigerten sich, in eine mit Klippen besäete Bahn einzutreten, die ihnen, als unvermeidliches Resultat, eine andere Sache, andere Verbündete, als diejenigen, für die sie sich bisher erklärt hatten, im Hintergrund zeigte. Sie verliessen das Ministerium, von dem Beyfall des Publikums begleitet. Die Namen ihrer Nachfolger gaben den neuen Interessen eine weit mindere Garantie.

„Nun war Alles verändert. Das System verschwand vor den Umständen. Was in Deserre's Projekten fehlerhaft war, schien gerade jezt am dringendsten, schien die Hauptsache. Die bisherigen Ideen und Ansichten verschwanden unter dem Joch und unter dem Gebot der Besorgnisse. Man sah bald, daß nicht mehr davon die Frage war, dem repräsentativen System eine vollständigere Entwicklung zu geben,

die konstitutionelle Ordnung vollkommen zu begründen, in der Deputirtenkammer einen Haltungspunkt für ein Nationalministerium zu bilden, sondern daß die neuen Interessen allein Besorgnisse einflößten.

„Von jezt an waren alle Pläne Deserre's in der öffentlichen Meinung der Nation zu Grunde gerichtet. Sie begriff dieselben alle insgesammt in derselben Mißbilligung. Die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten in der Deputirtenkammer; die Herabsetzung des Alters, um in die Kammer zu gelangen; die Integral-Erneuerung; die unmittelbar von den Kammern ausgehende Initiative; mit einem Wort — alle Reformen, die bis dahin so erwünscht geschienen hatten und so dringend verlangt worden waren, daß sogar Laffitte den Urhebern der Ordonnanz vom 5. September 1816 über den unbestimmten Aufschub jener Reformen die lebhaftesten Vorwürfe gemacht hatte, — wurden jezt in demselben Verdammungsurtheil begriffen, wie die projektirte Abschaffung der Gleichheit unter den Wahlmännern und die Aufopferung der neuen Interessen. Frankreich, von Schrecken über die Tendenz der Regierung ergriffen, die ihr bisheriges System suspendirte und bereit war, in eine Verbindung mit den Anhängern der alten Regierung einzugehen, flüchtete sich in die Unveränderlichkeit der Charte, als das einzige sichere und unverletzliche Asyl. Diese Bewegung wurde so allgemein und so mächtig, daß sie alle andere Gedanken unterjochte. Die Entwicklung unserer Institutionen und die Modifikationen der Charte, die so leicht zu bewerkstelligen waren, die sogar verlangt wurden, wenn man sie in Verbindung mit den neuen Interessen und zu deren Gunsten bewirkt hätte, mussten nunmehr verdächtig und unmöglich werden, sobald der Glauben Eingang fand, daß sie von den alten Interessen begehrt waren, oder daß sie nur mit ihrer Bewilligung eingeführt werden sollten.

„Das Ministerium machte bald diese unangenehme Er-

fahrung. Um sich mit einem günstigen Erfolg schmeicheln zu können, sah es sich genöthigt, außerhalb der Nationalmeinung Unterstützung und Freunde zu suchen. Dadurch war ungefähr Alles verloren. Beynahe alle Theile des Reformationsplans von Deserre, die zum Zweck hatten, das repräsentative System zu realisiren oder zu vergrößern; alle, die den neuen Interessen und der öffentlichen Freyheit günstig waren, wie die Herabsetzung des Alters für diejenigen, die in die Deputirtenkammer berufen wurden, wie die direkte Gesetz-Initiative der Kammern, standen mit der neuen Lage, in welcher sich die Regierung befand, nicht mehr in Einklang; sie wurden also nach und nach beseitigt. Die Gegen-Revolution willigt wol zuweilen ein, wenn sie nicht anders kann, sich der repräsentativen Regierung, als eines Werkzeugs, zu bedienen; allein im Grunde mißtraut sie derselben, und stößt Alles zurück, was ihr zu große Energie und Konsistenz geben könnte. Die Reformationsplane beschränkten sich daher ungefähr auf die Integral-Erneuerung der Kammer und auf Modifikationen im Wahlgesetz.

„Decazes, der dahin gebracht war, die Unterstützung seiner alten Gegner anzunehmen, wollte jedoch diese Unterstützung um keinen zu theuern Preis erkaufen. Er fühlte sehr wohl die Gefahren einer solchen Verbindung; er debattirte daher mit großer Unruhe alle Bedingungen derselben, und wollte der Gegen-Revolution weder die Gewalt, noch die künftigen Wahlen einräumen. Deßhalb weigerte er sich standhaft, die Staatsbeamten aufzuopfern, deren Entlassung die Gegen-Revolution von ihm verlangte. Girardin und viele Andere, deren Absetzung man begehrt hatte, behielten damals ihre Stellen. Decazes war wirklich damit beschäftigt, aus seiner unangenehmen Lage herauszutreten, und schmeichelte sich, wenn ihm dieses geglückt wäre, in eine bessere Stellung und auf sicherern Grund und Boden zu gelangen. Die Gegenpartey bemerkte diese Taktik sehr wohl, und

wollte sich mit einem so geringem Vortheil nicht begnügen. Denn die Gegen-Revolution war vollkommen überzeugt, daß ihr Decazes niemals angehören könne. Die unheilbringende Begebenheit vom 13. Februar (die Ermordung des Herzogs von Berry) beseitigte das ihr im Weg stehende Hinderniß. Der Sturz von Decazes wurde sogleich der Gegenstand aller ihrer Anstrengungen. Sie bot Alles auf, um diesen Zweck zu erreichen. Die abscheulichsten Verläumdungen, die ekelhaftesten Beschimpfungen, die heftigsten Drohungen wurden nicht gespart. Der Sturm war zu heftig, die Hülfe erschien zu spät. Decazes fiel. Die Gegen-Revolution wähnte den sichern Hafen erreicht zu haben. Sie hatte Recht, wie sie es haben kann — für eine ganz kurze Zeit."

(Ende des zweyten Abschnitts.)

II.

Reise-Bericht

eines französischen Offiziers zu Napoleon auf Elba, und seine Gespräche mit demselben. *)

Dieser Offizier (sagt Fleury de Chaboulon) händigte mir einige Tage vor seiner Abreise zu der Armee im J. 1815 seinen Reise-Bericht nach der Insel Elba ein: „Ich vertraue Ihnen, sprach er zu mir, meine und die Geschichte des 20sten

---

*) Aus den Mémoires pour servir à l' histoire de la vie privée, du retour, et du règne de Napoléon, en 1815. par M. Fleury de Chaboulon, Ex-secrétaire de l'Empereur Napoléon etc. T. I. London. 1819.

März an. Da der Kaiser seit der Wiederbesteigung seines Throns nicht von mir gesprochen hat, so mußte ich wohl schweigen; indessen bin ich mit ihm von dem gleichen Wunsche beseelt, in der Nachwelt zu leben."

„Sie soll den ruhmvollen Antheil kennen, der mir an dem Sturze der königlichen Regierung, und an der Rückkehr Napoleons gebührt. Mich beschleicht die Ahnung, daß ich in diesem Feldzug den Tod finden werde. Bewahren Sie diesen Bericht, und versprechen Sie mir, denselben nach einiger Zeit bekannt zu machen." — Ich gab ihm dieses Versprechen; seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, Hr. Z. wurde bei Waterloo getödtet.

Ich gebe diese Memoiren ohne eine einzige wesentliche Veränderung, mit Ausnahme der Verschweigung von Namen, und der Unterdrückung einiger unter den damaligen Umständen für die Familie der Bourbonen beleidigenden Ausdrücke. *)

---

*) Bey seinem lezten Aufenthalt zu Malmaison fragte mich der Kaiser nach dem Schicksal des Hrn. Z. — Er hat: sagte ich ihm, auf der Ebene von Mont St. Jean den Tod gefunden. — Er ist sehr glücklich, antwortete mir der Kaiser, und fuhr hierauf fort: hat er Ihnen davon erzählt, daß er nach Elba gekommen ist? — Ja, Sire; er hat mir sogar seinen Reisebericht und die Unterredungen mit E. M. eingehändigt. — Sie müssen mir diesen Bericht übergeben; ich werde ihn mit mir nehmen, und bey Abfassung meiner Memoiren benützen. — Ich besitze ihn nicht mehr, Sire. — Was haben Sie denn damit gemacht? Verschaffen Sie mir denselben auf morgen. — Ich habe ihn bey einem Freunde niedergelegt, der gegenwärtig nicht in Paris ist. — Auf diese Art wird er von Hand zu Hand gehen? — Nein, Sire! Er ist versiegelt in einem Kistchen eingeschlossen, zu welchem ich den Schlüssel habe; sollte ich indessen nicht im Stande seyn, ihn E. M. noch vor Ihrer Abreise zu überreichen, so sollen E. M. doch in jedem Fall davon Nachricht erhalten; denn ich habe mich, nach dem Wunsche des Hrn. Z. entschlossen, denselben drucken zu lassen, falls E. M. nichts da-

Geschichte des 20sten März.

Als Napoleon seine Krone niederlegte, zerbrach ich meinen Degen mit dem Schwur, weder Frankreich, noch seinem neuen Beherrscher fernerhin zu dienen. Hingerissen aber von den erhabenen Abschiedsworten des Kaisers, und überwältigt von jener unwiderstehlichen Macht, womit Vaterlandsliebe und Durst nach Ruhm das Herz des französischen Soldaten beherrscht, kehrte ich schnell zu gemäßigtern und würdigern Empfindungen zurück. Mein Bedauren und meine Erinnerungen stumpften sich ab, und ich fühlte mich wieder aufrichtig zu der Ehre hingezogen, meinem Vaterland und seinem König zu dienen.

Der militärische Ruf, dessen ich mich erfreute, verschaffte mir anfänglich den schmeichelhaftesten Empfang, die glänzendsten Versprechungen; ich glaubte an die Aufrichtigkeit derselben; ein Irrthum, der nur von kurzer Dauer war. Ge-

---

gen einzuwenden haben. — Nein, ich erlaube es Ihnen; nur lassen Sie dasjenige aus, was Personen, die mir Anhänglichkeit bewiesen haben, schaden könnte. Wenn Z. alle Vorfälle treu erzählt hat, so müssen die Franzosen einsehen, daß ich mich für sie aufgeopfert habe, und daß nicht Herrschsucht, sondern der Wunsch, den Franzosen das Theuerste, was große Nationen besitzen können, nämlich Unabhängigkeit und Ruhm zu verschaffen, mich nach Frankreich zurückgeführt hat. Hüten Sie sich, daß man Ihnen das Manuscript nicht abnimmt; man würde es verfälschen. Schicken Sie es nach England an ***, er wird es drucken lassen; er ist mir ergeben, und kann Ihnen sehr nützlich seyn. Hr.*** wird Ihnen einen Brief an ihn mitgeben. Verstehen Sie mich? — Ja, Sire. — Geben Sie sich aber alle Mühe, Ihr Manuscript vor meiner Abreise zu bekommen; ich sehe wohl, daß Sie es zu behalten wünschen; ich will es Ihnen nicht entziehen, sondern es blos lesen. Der Kaiser las es, und gab es mir mit den Worten zurück: Z. hat die Wahrheit, die reine Wahrheit erzählt. Bewahren Sie sein Manuscript für die Nachwelt.

täuscht und zurückgestoßen fand ich bald, daß man mit der Armee, und mit mir nur ein Spiel trieb; daß man uns in Masse Ehre erwies, daß man aber den einzelnen systematisch und mit Groll beleidigte. Mein Gefühl empörte sich über die groben Beleidungen, und über den Schimpf, womit man mich überhäufen wollte; ich gab meine Entlassung.

Bei dem Widerwillen, den mir Frankreich und seine Regierung einflößte, und bei der Leidenschaft, die ich beständig für das Militär hegte, dachte ich, bey dem Kaiser, der mich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet hatte, nicht vergessen zu seyn, und hoffte von ihm die meinem Herzen so theure Gnade zu erhalten, in seinem Dienste leben und sterben zu dürfen. Ich faßte daher den Entschluß, nach der Insel Elba zu reisen. Im Augenblick der Ausführung ergriff mich der Gedanke: wird wohl auch der Kaiser, der von Menschen verlassen, verrathen, verläugnet wurde, die er mit Wohlthaten und Ehrenstellen überhäuft hatte, an die von mir ihm bewahrte Ergebenheit glauben; wird er nicht vielleicht muthmaßen, ich sey von den Bourbonen abgeschickt, seine Worte und seine Handlungen auszukundschaften? Was war hier zu thun? Ich stand mit drey Personen, die sonst das Vertrauen des Kaisers genossen hatten, in freundschaftlichem Verhältniß; ihr Betragen war seit der Restauration offen und fest gewesen; sie machten kein Geheimniß weder aus ihrer Treue noch aus ihrer Ergebenheit für den Kaiser, dem sie sich aus Grundsätzen und aus Vaterlandsliebe verpflichtet hielten, und waren für alle Versuche, sie für die königliche Parthey zu gewinnen, unzugänglich. Ich dachte, durch irgend eine Empfehlung von diesen Personen an den Kaiser jeden Verdacht von seiner Seite zu entfernen, und theilte ihnen ohne Umschweif meine Plane und meine Besorgnisse mit.

Die beyden ersten bezeugten mir die lebhafteste Theilname, das zarteste Mitgefühl; sie ertheilten mir den Auftrag, dem Kaiser ihren Schmerz über seinen Verlust, und ihre Hoff-

nung, ihn wieder zu sehen, auszudrücken. Beyde hielten es aber für zu gefährlich, an ihn zu schreiben, und ich verließ sie, ohne etwas von ihnen erreicht zu haben.

Ich besuchte nun Hrn. X. Ich hatte seine Bekanntschaft zu einer sehr bedenklichen Zeit gemacht, wo der Werth des Menschen geprüft werden konnte, und er hatte von meinem Muth und von meinem Charakter eine günstige Meinung bewahrt. Ich enthüllte ihm meine Plane und meine Sorgen. Leztere, sagte er, sind gegründet. Der Kaiser wird Ihnen nicht trauen, und er wird Ihnen wahrscheinlich den Aufenthalt in seiner Nähe nicht gestatten. Meine Empfehlung würde Ihnen allerdings von großem Nutzen seyn, aber ich sehe nicht ein, wie ich sie Ihnen ohne Gefahr, nicht sowol für mich, dessen Gefühle für den Kaiser kein Geheimniß sind, sondern für leztern selbst, geben kann. Denn man könnte Ihnen meinen Brief nehmen, und einem Kundschafter, vielleicht gar einem Mörder übergeben.

Gegen diesen Grund war nichts einzuwenden. Was halten Sie aber von dem Gedanken, sagte ich zu ihm, der sich mir diesen Augenblick darbietet. Bei Ihren vielfachen Verhältnissen mit dem Kaiser muß Ihnen das Andenken an einige Umstände, an einige vertraute Aeußerungen des Kaisers geblieben seyn, die durch mich in seinem Gedächtniß hervorgerufen, ihm beweisen würden, daß ich Ihr Vertrauen besitze, und des seinigen würdig sey? — Ihr Einfall ist vortrefflich; doch, sezte er hinzu, entweder könnte ich Ihnen nur unbedeutende Angaben mittheilen, und alsdann würde sich vielleicht der Kaiser derselben nicht mehr erinnern; oder ich müßte Ihnen wichtige Ereignisse enthüllen, ein Umstand, gegen den meine Pflicht sich sträubt; indessen will ich weiter darüber nachdenken, kommen Sie morgen früh wieder zu mir.

Ich kam. Hr. X. empfing mich mit den Worten, ich habe darüber nachgesonnen, und hier ist Ihr Bedürfniß. Er

übergab mir dabey eine Schrift. Ich hatte, fuhr er fort, Ihre Reise nach der Insel Elba blos aus Gesichtspunkten, die Sie betreffen, betrachtet; sie ist aber von einer höhern Wichtigkeit, als Sie vermuthen dürften, und ich selbst mir vorgestellt habe. Sie kann zu den größten Resultaten führen. Der Kaiser kann die gegenwärtigen Ereignisse in Frankreich unmöglich mit Gleichgültigkeit betrachten. Wenn er Sie darüber befragte, was würden Sie ihm antworten? Sie werden selbst einsehen, daß es sehr gefährlich seyn dürfte, ihm irrige Berichte über unse Lage mitzutheilen. — Obschon ich Soldat bin, so ist mir doch die Politik nicht ganz fremd geblieben. Ich habe oft über das gegenwärtige Verhältniß Frankreichs nachgedacht, und glaube es hinreichend zu kennen, um der Neugierde Napoleons Genüge leisten zu können. — Ich zweifle nicht daran, aber lassen Sie einmal hören, wie Sie darüber denken? — Meine Ansicht ist folgende: ich legte ihm alsdann eine kritische Beurtheilung der Fehler der Regierung und ihrer Folgen vor..... Unsere Unterhaltung wurde allmählig sehr lebhaft, und als wir, nach Beurtheilung der Gegenwart, unsere Aufmerksamkeit auf die Zukunft richteten, so nahmen auf einmal unsere Gedanken einen so raschen Schwung; sie entfernten uns so sehr von unserm ersten Zweck, daß wir davor erschraken, und Beyde einige Zeit in eine Art von Betäubung versenkt blieben..... Ich brach endlich das Stillschweigen, und sagte ihm: Wenn mir nun aber der Kaiser am Ende unserer Unterhaltungen die Frage vorlegen sollte: Glauben Sie, daß der Augenblick des Wieder-Erscheinens in Frankreich gekommen ist; was sollte ich ihm antworten? — Sie sind kühner als ich; diese Frage hat auch meinen Geist beschlichen, ich wagte es aber nicht, sie aufzufassen. — Nun wohl? — Nun, sagte mir Hr. X., Sie werden Sr. M. sagen, daß ich die Entscheidung einer so wichtigen Frage nicht auf mich zu nehmen gewagt habe. Er dürfe indessen als ganz bestimmt und unwidersprechlich die Thatsache annehmen, daß

die gegenwärtige Regierung, wie Sie selbst bemerkt haben, die öffentliche Stimme sowol des Volks als der Armee verloren habe; daß das Mißvergnügen den höchsten Gipfel erreicht hätte; und daß nicht zu bezweifeln sey, daß die Regierung nicht mehr lange den Kampf gegen die allgemeine Abneigung werde bestehen können. Sie werden noch hinzufügen, daß der Kaiser der Gegenstand des Bedaurens und der Hoffnungen der Armee und der Nation geworden ist. Er wird alsdann das weitere, was zu thun ist, in seiner Weisheit entscheiden. — Sollte er mich fragen, ob diese Ansicht blos die Ihrige ist, oder ob die Herrn..... sie mit Ihnen theilen, was dürfte ich ihm alsdann antworten? Sie können ihm sagen, daß alle die genannten Personen seit seiner Abreise sich weder gesehen, noch ein Verständniß mit einander unterhalten haben, daß aber meine Ansicht zugleich auch die allgemeine ist. — Ich bin nun im Stande dem Kaiser auf alle seine Fragen zu antworten. Leben Sie wohl. Wir umarmten uns wiederholt, und trennten uns.

Kaum hatte ich Hrn. X. verlassen, so stellte sich das ganze Gespräch wieder meinem Gedächtnisse dar. Ich erwog die Art von Sendung, der ich zu entsprechen berufen war, in ihrem ganzen Umfang, und in allen ihren Folgen; konnte mich aber dabey einer mit Erstaunen und Schauer gemischten Empfindung nicht erwehren. So lange mein einziges Ziel bey der Reise nach Elba blos darin bestand, dem Kaiser meine Dienste anzubieten, so war mir meine Reise als etwas ganz natürliches erschienen, und ich würde kein Bedenken getragen haben, der Regierung zu erklären, daß ich mich an meinen alten Wohlthäter, und an den Souverain von meiner Auswahl anschließen wollte. Seitdem aber der Zweck dieser Reise so sehr an Bedeutung gewonnen hatte, seitdem er, dem Ausdruck des Hrn. X. zufolge, unermeßliche Resultate herbeyführen konnte, schien mir im Gegentheil die Regierung ihre Wachsamkeit auf mich richten, meine Schritte ausforschen,

und in meine Gedanken und meine Plane eindringen zu müssen..... Ich wurde mißtrauisch und unruhig; die Schrift des Hrn. X. erschien mir innhaltsschwer. Ich lernte sie auswendig, und verbrannte sie. Statt einen Reisepaß, meinem ersten Plane gemäß, unmittelbar nach Genua oder nach Livorno zu verlangen, suchte ich denselben für Mailand nach. Ich kannte in dieser Stadt einen Offizier vom Generalstab, und nahm mir vor, falls man mich auf der Polizey ausfragen sollte, dort zu erklären, daß ich bey diesem Offizier in Mailand Gelder, die ich ihm früher geliehen hätte, einzuziehen suchen wollte.

Mit diesem Entschluß begab ich mich auf die Polizeypräfektur. Bey dem Eintritt fühlte ich mich von einem so heftigen Herzklopfen ergriffen, daß ich kaum Kraft zur Bewegung und Athmung fand. Hätte mir in diesem Augenblick eine Stimme zugerufen: Unglücklicher, was willst du unternehmen? so würde ich wahrscheinlich in der Bestürzung Alles bekannt haben. Diese Bestürzung war nicht etwa die Wirkung einer feigen Angst; sondern sie entsprang ohne Zweifel aus dem lebhaften Eindruck, den ein Mann von Gefühl empfinden muß, wenn er zum erstenmal eine Handlung begeht, die er nicht eingestehen kann.

Nach einigen Minuten war ich indessen wieder völlig gefaßt. Ich stellte mich muthig vor den Polizeypräfekten Hrn. Riviere. Er befragte mich ziemlich lange; meine Unbefangenheit schien aber jeden Verdacht zu beseitigen, und er bewilligte mir einen Reisepaß. Indessen gab ich auf jeden Fall Acht, ob mir Niemand folge, und bemerkte zu meinem großen Erstaunen, daß man zwey Tage hindurch meine Schritte beobachtete. Ich stellte mich ganz unbefangen, und um den Kundschafter zu täuschen, führte ich ihn nach dem öffentlichen Postamt, wo ich mir einen Platz nach Lyon bestellte, und bezahlte. In der Nacht nahm ich aber unter einem frem-

den Namen Postpferde, und reiste in aller Eile, so daß ich nach wenigen Tagen in Mailand ankam.

Mein Freund war gerade abwesend; auf ein Schreiben eilte er aber sogleich herbey. Ich bekannte ihm, daß ich Dienste bei Napoleon suchen wollte. Dieß wird dir nicht gelingen, war seine Antwort: Es fehlt ihm am Geld, um den Sold seiner Garde zu berichtigen. Mehrere meiner ältern Freunde unter den Offizieren haben sich zu ihm gesellt; sie konnten aber für sich und ihre Familie nur 50 — 60 Franken monatlich, ohne bestimmte Anstellung erhalten; sie befinden sich gegenwärtig in der Verzweiflung und im Elend. Dieß ist mir gleichgültig, antwortete ich ihm, ich liebe den Kaiser, und ich bin entschlossen, ihn um jeden Preis aufzusuchen; gieb mir ein Mittel an die Hand, mich so schnell als möglich einzuschiffen. — Die Sache ist nicht so leicht. Du findest dazu blos in Livorno oder in Genua Gelegenheit; und an diesen beyden Punkten ist die Aufsicht so streng, daß man dich festsezt, so wie du als Bonapartist bekannt wirst. Es wäre noch eher möglich, sie durch das Vorgeben, du seyest ein hiesiger Kaufmann, zu täuschen; ich werde suchen, so schwer es mir auch vorkommt, dir einen Reisepaß zn verschaffen. — Mir fällt aber die noch größere Schwierigkeit bey, daß ich nämlich keine sechs Worte Italienisch verstehe. — Wie! ist dieß möglich? — Allerdings. — Und du glaubst die Unternehmung wagen zu dürfen? Hast du den Verstand verloren? — Sey dem, wie ihm wolle, ich bin zu dem Versuche entschlossen. Giebt es nicht etwa andere Punkte zur Einschiffung als Genua und Livorno? — An der toskanischen Küste giebt es zwar eine Menge kleiner Seehäfen, wo man aber die Gelegenheit abwarten muß, und während dieser Zeit der Aufsicht der öffentlichen Behörden, die dem Kaiser und seinen Anhängern sehr abgeneigt sind, ausgesezt ist. Vielleicht triffst du im Golf von Spezia, zu Lerici sogleich Gelegenheit zur Einschiffung. Um aber dorthin zu gelangen, mußt du den

Weg über Genua längs der Küste nehmen, und bist der Gefahr ausgesezt, von den piemontesischen Karabiniers, oder durch den neuen Konsul von Genua, der, wie man behauptet, unter die Wüthenden gehört, aufgefangen zu werden. Es giebt zwar noch eine andere Straße über die Gebirge von Spezia, aber diese ist seit langer Zeit verlassen, und du bist in Gefahr, dort zu versinken, oder ermordet zu werden. — Wie dem nun sey: wer ohne Gefahr überwindet, siegt ohne Ruhm; ich wähle diese Straße, und will morgen meine Reise beginnen. — Ist dein Reisepaß in Ordnung? Ich will ihn nach Lerici visiren lassen. — Neue Verlegenheit. — Weißt du denn nicht, daß du mit Oestreichern, unsern unversöhnlichsten Feinden, zu thun hast, und daß sie dir tausend Schwierigkeiten in den Weg legen werden? Ich kenue einen deutschen Obersten, der uns wahrscheinlich aus dieser Verlegenheit helfen wird. Wir wollen ihn zu Tisch bitten. Geschäfte und Streitsachen kommen mit diesen Herren am besten bey Tische in Ordnung.

Unser Oberster brachte mir in der That den Reisepaß in Ordnung. Ich ließ meinen Wagen und mein Gepäck in Mailand zurück, und bestieg den andern Tag eine italienische Sediole. Ich kam durch Ummwege am Fuße der Gebirge an, es war aber unmöglich, im Wagen sie zu durchreisen, und ich trennte mich mit Bedauren von meinem Führer. Ich kaufte zwey Pferde, eines für mich, das andere für meinen Führer. Lezterer verstand kein Wort Französisch. Ich hatte ein Taschen-Lexicon bey mir; aber ich kannte die Aussprache und den Periodenbau nicht; so daß sich unsere ganze Unterhaltung auf einige einzelne Redensarten beschränkte, die wir nicht immer einander verständlich machen konnten.

Wir reisten bei Tages-Anbruch ab. Gegen Mittag fiel Schnee, und wir erreichten unter tausend Beschwerden die Hütte von.... Am folgenden Tag war das Wetter noch schlimmer. Das Pferd meines Führers versank im Schnee,

und wir brauchten zwey Stunden, um es wieder hervorzuziehen. Mein Führer, der, wie alle Italiener, abergläubisch und leicht zurückzuschrecken war, hielt dieses Ereigniß für eine schlimme Vorbedeutung, und wollte wieder umkehren. Ich konnte ihn erst mit Hülfe eines doppelten Napleond'or wieder gewinnen. Kaum hatte ich es ihm aber gegeben, so fühlte ich auch meine Unvorsichtigkeit, die Raubgierde eines Menschen aufgereizt und mich derselben als Opfer ausgesezt zu haben. Der Weg wurde immer schlechter; wir stießen alle Augenblicke auf Vertiefungen, oder Felsenabrisse, die den Weg hemmten, und uns zwangen, auf Gerathewohl eine neue Straße aufzusuchen. Im nördlichen Italien, besonders in dieser Gegend, war im J. 1814 so viel Schnee gefallen, daß selbst die Maulthiertreiber dieses Gebirg verlassen hatten; so daß sich mein Führer bey jedem Schritte umsehen mußte, um weder den Weg zu verlieren, noch uns in die verborgenen Abgründe dieser gefährlichen Straße zu werfen.

Am folgenden Tage gelangten wir nach Borcetto. Durch die Gefahren des lezten Tages klug gemacht, versah ich mich mit noch zwey weitern Pferden, und einem zweyten Führer. Ich mußte sie mit Gold aufwägen. Ich stieß auf einen Offizier der Douanen, der mich, entweder aus Theilnahme, oder um mir Furcht einzujagen, aufforderte, bey dem Uebergang über la Size, einem sehr hohen und gefährlichen Berg, auf meiner Huth zu seyn. Er sagte mir, daß sich dort Räuber aufhielten. Ich lud meine Pistolen von Neuem, richtete meine Augen zum Himmel, um seinen Schuz zu erflehen, und reiste ab.

Nachdem ich die Hälfte des Gebirgs erreicht hatte, so wurde ich von einem Soldaten angehalten, der mich in die Wachstube führte, um dort meinen Reisepaß vorzuzeigen. Dieser Posten, der erst vor einigen Tagen zur Sicherheit der Reisenden aufgestellt worden war, bestand aus einem Unteroffizier und sechs Soldaten, die alle unter den kaiserli-

chen Heeren gedient hatten. Sie schienen es mir anzusehen, daß ich gleichfalls gedient hätte, und schlugen mir nach einiger Unterhaltung vor, zur Erfrischung mit ihnen auf die Gesundheit des Kaisers Napoleon zu trinken. Ich trug anfangs Bedenken, aus Furcht, mich in eine Schlinge einzulassen, sie bestanden aber mit solcher Herzlichkeit darauf, daß ich ihnen nicht widerstehen konnte. Ich gab ihnen bey meiner Abreise zwanzig Franken, mit der Bitte, auf die Gesundheit Napoleons, und auf die meinige zu trinken, und ersuchte sie, mich meinen Führern zu empfehlen. Der Kommandant des Postens ließ sie kommen, und sagte ihnen unter einem Strome der feurigsten Schwüre, daß er sie beyde, wenn mir etwas zustoßen sollte, bey ihrer Rückkehr todt schießen lassen würde. Diese guten Leute begleiteten mich noch eine beträchtliche Strecke, und wir trennten uns mit einer Rührung, die man nur dann gehörig würdigen kann, wenn man selbst Soldat gewesen ist.

Wir sollten Pontremoli als Nachtlager erreichen. Dieser Aufenthalt verursachte aber, daß uns die Nacht überraschte. Zur Abkürzung des Wegs liessen mich meine Führer einen breiten Fußweg, der längs der Seite des Gebirgs angebracht war, herabsteigen. Der Abhang war so beträchtlich, daß unsere Pferde jeden Augenblick stürzten, und wir uns hinabgleiten lassen mußten. Nachdem wir lange auf diese Art getappt hatten, so hielten meine Führer plötzlich an; der Schnee und die Nacht entstellten die Gegend so sehr, daß sie nicht mehr wußten, wo sie sich befanden, noch welche Richtung sie nehmen sollten. Sie waren in der höchsten Unruhe, und riefen bald die Heiligen des Paradieses an, bald drückten sie sich die Hände, und faßten sich in die Arme, als ob sie im Begriffe wären, Schiffbruch zu leiden. Ich blieb ganz kalt dabey, und überzeugt, daß von diesen Memmen nichts zu hoffen sey, nahm ich das beste Pferd, legte ihm den Zaum auf den Hals, und gab ihm einen kräftigen Peitschen-

hieb. Es sprang nun vorwärts, ich folgte ihm, und wir entdeckten gleich darauf zu großem Erstaunen und vorzüglicher Freude meiner Führer, daß wir auf dem rechten Wege, und nur eine halbe Stunde von Pontremoli entfernt wären, wo wir um Mitternacht ankamen.

Ich war noch 24 Stunden von Spezia entfernt, und 24 Stunden sind bey solchen Wegen ein Jahrhundert. Wie entzückt war ich aber, als ich statt der Wüsten und Eisberge der verflossenen Tage, bey der Abreise von Pontremoli nichts als grüne mit Blumen und Sträuchern geschmückte Hügel antraf.

Einige Stunden von Pontremoli wäre ich bey dem Uebergang über einen reißenden Strom beynahe ertrunken.

Bei meiner Ankunft in Lerici erblickte ich mit Freuden das Meer, das lezte Hinderniß, das ich zur Erreichung meiner Wünsche zu überwinden hatte. Leider sollte aber meine Freude nicht von langer Dauer seyn. Ich bekam in der Nacht eine heftige Engbrüstigkeit und ein hitziges Fieber, wahrscheinlich als Folge meiner Eintauchung in den Waldstrom. Die traurigsten Empfindungen beherrschten meine Seele. Sollte ich die ersehnten Ufer von Spezia nur erreicht haben, um den Schmerz zu fühlen, nicht weiter zu können! Ach! könnte ich doch wenigstens nur, so dachte ich, den Kaiser sehen, mit ihm sprechen, und zu seinen Füßen sterben, so würde ich gerne mein Leben verlieren! Meine Anhänglichkeit wäre bekannt, mein Andenken geehrt worden.

Ich ließ einen Arzt rufen; dieser war zu unverhofftem Glück ein alter verdienstvoller Militär-Wundarzt, und großer Anhänger der Franzosen. Nachdem ich außer Gefahr war, erzählte ich ihm, auf seine Aufforderung, unter dem Siegel des Geheimnisses, daß ich Oberster wäre, nach der Insel Elba wollte; daß ein Offizier von der Garde Napoleons meine Schwester geheirathet hätte, und daß diese sich durch seine Entfernung aus dem Vaterlande so unglück-

lich und leidend befinde, daß die Aerzte sie für unrettbar erklärten. Ihre Gesundheit, und vier kleine Kinder gestatteten ihr nicht, zu ihrem Manne zu reisen, und ich hätte mich daher entschlossen, meinen Schwager bei seinen Pflichten gegen Gattin und Kinder zu beschwören, nach Frankreich wenigstens für einige Zeit, zurückzukehren.

Dieses Mährchen, daß ich mit Seufzern und sentimentalen Betrachtungen ausstatttete, schien ihn unendlich zu rühren. Er beklagte mich, und versprach mir mit allen seinen Kräften behülflich zu seyn.

Die Anschaffung eines Seepasses, die nur durch die Vermittlung eines Konsuls oder seiner Agenten möglich ist, brachte mich in die große Verlegenheit, daß ich mich zu dem Vorschlag eines Kapitäns entschliessen mußte, als Matrose auf einer Barke die Ueberfahrt zu wagen. Er brachte mir nach einigen Stunden einen genuesischen Matrosen, der mir vorschlug, mich ohne Schiffspässe überzufahren. Er sezte hinzu, daß einer seiner Verwandten auf der Brigg Inconstante, die Napoleon gehöre, Kanonier wäre, und daß er ihn gerne wiedersehen möchte. Ich verabredete mit diesem Matrosen, Namens Salviti, um Mitternacht unter allen Umständen abzusegeln.

Der Arzt kam hierauf, und sagte mir, daß mich der Kommandant durch seine Carabiniers aufsuchen, und den Grund meiner Ankunft und meines Aufenthalts im Golf erforschen lassen wollte. Ich habe ihm bereits angekündigt, sagte er mir, daß Sie krank seyen, und zu Ihrer Familie nach Korsika reisen wollten, glaube ihn auch dadurch beruhigt zu haben, muß Sie aber doch bitten, ihm nicht zu trauen, sondern unverzüglich abzureisen. — Ich werde diesen Abend abreisen; da er aber bis dahin den Einfall bekommen könnte, mich arretiren zu lassen, so will ich lieber selbst zu ihm gehen, und ihm Ihre Mittheilung bestätigen. Ich gieng auch sogleich hin, und es gelang mir, ihm zu gefallen, und ihn

zu beruhigen. Ich mußte ihm indessen versprechen, am andern Tag meinen Reisepaß zu bringen. Um Mitternacht segelten wir aber insgeheim ab, und hatten bey Anbruch des Tages den Golf von Spezia schon aus dem Gesicht verloren.

Die Barke, die mich und mein Glück trug, war ein gewöhnlicher Nachen zu vier Rudern, mit einem kleinen dreieckigen Segel. Sie war mit sechs Matrosen bemannt. Salviti sprach allein französisch, und hatte ein redliches Aussehen; die andern aber waren das Abbild des Elends und der niedrigsten Schlechtigkeit. Sie betrachteten mich neugierig, und sprachen immer von mir. Salviti übersezte mir ihre Gespräche; und ich antwortete gelassen darauf, denn man sucht selbst Matrosen zu gefallen, wenn man ihrer Dienste bedarf. Die Seekrankheit ließ mir keine Ruhe, und zu allem Unglück hatte ich mich nicht mit Lebensmitteln versehen, Ich mußte daher mit den Speisen meiner Gesellschafter mich begnügen, die in schlechten gesalzenem Fleisch und getrocknetem Stockfisch bestand.

Der Wind war uns entgegen, und wir entdeckten erst am Morgen des folgenden Tages den Leuchtthurm von Livorno. Wie groß war aber mein Erstaunen und mein Zorn, als ich unsere Barke die Richtung zum Eingang des Hafens nehmen sah! Wo führen Sie mich hin, Salviti? — Nach Livorno. — Ich will nicht dahin, rief ich ihn verwünschend, Sie haben mir nicht versprochen, mich dahin zu führen. Salviti gestand mir nun bestürzt ein, daß er nicht Herr des Fahrzeugs wäre; daß er es gemeinschaftlich mit den andern Matrosen miethe; daß sie Kontreband trieben; und daß sie nach Livorno segelten, um sich mit einigen andern Kontrebandiers wegen einer wichtigen Unternehmung zu besprechen; daß dieß bald geschehen seyn würde, und sie mich dann nach Porto-Ferrajo überfahren würden, worüber er mir sein feyerliches Ehrenwort gebe. Ich will nichts davon hören, antwortete ich ihm, und sezte ihm zugleich meine Pistolen auf die Brust,

wir müssen gerade nach Elba, oder ich schieße dich nieder. — Es steht bey Ihnen, mich zu tödten, aber es wird Ihnen nichts nützen; meine Kameraden werden sie entweder ins Meer werfen, oder man wird sie in Livorno guillotiniren. — Die Kälte dieses Mannes entwaffnete mich. Nun wohl, sagte ich ihm, so schwöre mir, daß du mich morgen nach Elba bringen willst. — Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich ein . . . seyn will, wenn ich Ihnen nicht Wort halte. Die Matrosen, die uns nicht verstanden, wussten nicht woher meine Wuth rühre; der eine darunter, ein Ueberläufer der englischen Marine, nahm ein großes Messer, in Form eines Dolchs zur Hand, die andern schienen nur den Ausbruch zu erwarten, um über mich herzufallen. Ich versuchte nun, Salviti durch Geld zur Umkehr zu bewegen; er widerstand aber unter dem Vorgeben, daß er sein Ehrenwort gegeben hätte, in Livorno einzutreffen.

Ich sah mich daher wider meinen Willen in die Schlinge verwickelt, die ich hatte vermeiden wollen. Meine Wuth war gränzenlos; so nahe am Ziel meiner Anstrengungen, und neuerdings in Gefahr zu seyn, die Frucht derselben zu verlieren. Salviti kündigte mir nun an, daß ich meine Kleider ausziehen, und mich als Matrose verkleiden müsste. — Warum? — Weil Sie keinen Schiffspaß haben, und man Sie daher festsetzen würde. Ich ließ mir auch diese neue Prüfung gefallen, und zog die von Schweiß und Fett beschmuzten Matrosenkleider an. Glücklicherweise war mein Bart so lang, wie der meiner Kameraden, und um durch meine Hände nicht verrathen zu werden, musste ich sie in den im Schiffsgrunde angesammelten Schlamm tauchen. Ueberdieß gab unser Schiffspaß nur sechs Personen an; wir waren aber sieben, es musste daher einer versteckt werden. Wir wählten dazu den kleinsten und mägersten, der sich möglichst verkriechen musste, und den wir nachlässig mit alten Segeltüchern u. s. w. bedeckten. Ich sezte mich alsdann

auf

auf die Ruderbank, und wir kamen mit einbrechender Nacht auf der Rhede an.

Salviti zeigte seine Pässe vor: man fand das Datum zu alt, machte ihm Schwierigkeiten, und da er zornig und heftig antwortete, so kündigte man ihm zur Vorsicht und zur Strafe die kleine Quarantaine von drey Tagen an. Der schwierigste Theil dieser Zeit war die lezte Nacht, wo wir einen Gesundheits-Wächter auf unserem Fahrzeuge beherbergen mussten. Dieser war zu gutem Glück ein Trunkenbold und ein Spieler, und Salviti spielte seine Rolle mit ihm so meisterlich, daß weder der versteckte Matrose entdeckt, noch meiner gedacht wurde. Um 10 Uhr Morgens besuchten uns die Gesundheitsbeamten, und auf den günstigen Bericht unseres Wächters erhielten wir die Erlaubniß zu der Einfahrt in den Hafen. Ich blieb mit einem unserer Leute, den ich als Geißel behielt, in dem Fahrzeug. Um 2 Uhr hatten die Kontrebandiers ihre Geschäfte vollendet, um 3 Uhr lichteten wir die Anker.

Wir kamen ohne weitere Hindernisse auf der Rhede von Porto Ferrajo *) in dem Augenblick an, wo die Kanone zur Schließung des Hafens abgefeuert wurde; ich hörte den französischen Zapfenstreich; mein Herz hüpfte vor Freuden. Ich brachte die Nacht auf dem Verdeck zu. Troz meiner Freude über die Ankunft im Hafen, konnte ich mich doch einer gewissen Melancholie nicht erwehren, die mir ohne Zweifel die Ruhe der Nacht, und der Anblick der düstern Berge, die

*) Die ministeriellen Journale verbreiteten die Sage, daß das Meer mit englischen und französischen Schiffen bedeckt wäre, welche die Ueberfahrt von Fahrzeugen und Reisenden nach der Insel Elba verhinderten. Ich begegnete keinem einzigen. In den Seehäfen war die Aufsicht zwar eben so grob als tyrannisch; das Meer war aber frey. Man konnte in Porto Ferrajo ohne alles Hinderniß ein- und ausfahren.

mich umgaben, einflößte. O Eitelkeit aller menschlichen Dinge, sagte ich zu mir selbst, auf diesem öden Felsen athmet also jener unbegreiffliche Mensch, dem noch vor Kurzem Europa zu eng war! In diesem elenden Städtchen wohnt mit einigen treuen Dienern jener Mann, den ich im Palast der Cäsaren von dem ehrfurchtsvollsten Zudrang des glänzendsten Hofs der Welt umgeben gesehen habe; den ich mit bedecktem Haupt mitten unter acht Königen, die voll Verehrung das Haupt entblößt hatten, sitzen sah! Ueber dieses Völkchen, das in der Anzahl kaum der Bevölkerung einer gewöhnlichen Stadt gleich kommt, regiert jetzo jener Napoleon der Große, so lange Zeit der Herr und der Schrecken der Welt; jener Napoleon, der mit einem Theile seiner Eroberungen Throne für seine verbündeten Fürsten stiftete!

Der Anbruch des Tags machte meinen Betrachtungen ein Ende. Ich erkannte auf dem Wall mit einer unaussprechlichen Freude jene alten und tapfern Grenadiere, die ich so oft auf dem Schlachtfelde geehrt und bewundert hatte. Ich eilte ans Land und drängte mich in den ersten Gasthof, um mein Matrosenkleid abzulegen, und zum Palaste Napoleon's zu fliegen. Man hatte mich aber schon bemerkt, und war mir gefolgt, um sich sogleich von Seiten des Kommanten des Platzes, des Generals Cambronne, meiner Person zu versichern. Ich beruhigte die Leute, und begab mich mit ihnen auf die Munizipalität, wo General Bertrand wohnte. Ich ließ mich melden; der General kam mir mit den Worten entgegen: Kommen Sie aus Frankreich, mein Herr? — Ja, Herr Marschall. — Welchen Zweck haben Sie hier? — Ich will den Kaiser sehen, und ihm meine Dienste anbieten. — Kennt Sie der Kaiser? — Ja, mein Herr. Ueberdieß hat mir Hr. X. Mittel an die Hand gegeben, dem Kaiser zu beweisen, daß ich seiner Güte nicht unwerth bin. — Bringen Sie uns Nachrichten aus Frankreich? — Ja, mein Herr Marschall, und ich glaube gute.

— Gott gebe es; wir sind so unglücklich! Ich brenne vor Verlangen, mit Ihnen über Frankreich zu sprechen, aber ich muß vor allem den Kaiser von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Er wird Sie vielleicht nicht sogleich empfangen können; wir haben heute die englische Korvette (Kapitän Campbell) hier, und diese Leute machen über Alles Lärm. Kennt man Sie? — Man weiß, daß ich ein französischer Offizier bin. — Desto schlimmer; verbergen Sie Ihre Orden, sprechen sie mit Niemand, und ruhen Sie in Ihrem Wirthshause aus; ich werde Sie dort abholen lassen. Nach einer halben Stunde ließ er mir sagen, mich eiligst an das Thor des Gartens des Kaisers zu begeben; der Kaiser würde dorthin kommen, und ohne mich zu erkennen zu scheinen, rufen lassen. Ich begab mich dorthin; der Kaiser ging mit seinen Offizieren in seiner gewöhnlichen Haltung mit den Händen auf dem Rücken spazieren; er kam mehreremale an mir vorüber, ohne die Augen aufzuschlagen; endlich aber blickte er mich an, blieb stehen, und fragte mich auf Italienisch, aus welchem Lande ich wäre; ich antwortete ihm auf Französisch, daß ich ein Pariser wäre; daß mich Geschäfte nach Italien führten, und daß ich dem Drange, meinen vorigen Beherrscher wieder zu sehen, nicht hätte widerstehen können. — „Wohlan, mein Herr, erzählen Sie mir von Paris und von Frankreich.“ Bey diesen Worten fing er wieder an, zu gehen. Ich begleitete ihn, und nach mehreren mit lauter Stimme vorgetragenen unbedeutenden Fragen ließ er mich in seine Zimmer eintreten, befahl den Generalen Bertrand und Drouot abzugehen, und zwang mich, an seine Seite niederzusitzen. Der Großmarschall, sagte er zu mir mit kalter und zerstreuter Miene, hat mir angekündigt, daß Sie aus Frankreich kommen. — Ja, Sire. — Was wollen Sie hier? — Sire, ich komme, Ihnen meine Dienste anzubieten; mein Betragen im Jahr 1814.... Der Kaiser unterbrach mich: Ich zweifle nicht, mein Herr,

daß Sie ein tapferer Offizier sind; aber ich habe bereits so viele Offiziere bey mir, daß es mir sehr schwer seyn würde, etwas für Sie zu thun; indessen wollen wir sehen. Sie scheinen Hrn. X. zu kennen. — Ja, Sire. — Hat er Ihnen einen Brief an mich mitgegeben? — Nein, Sire. — (Der Kaiser mich unterbrechend:) Ich sehe wohl, daß auch er, wie alle Andern, mich vergessen hat; seitdem ich hier bin, habe ich weder von ihm, noch sonst von Jemand etwas gehört. — Sire, (ihn von meiner Seite unterbrechend) er hat niemals aufgehört, für E. M. die gleiche Anhänglichkeit und Achtung zu bewahren, die alle wahre Franzosen für Sie empfinden, und .... der Kaiser: (mit Hohn) Wie! man denkt also noch an mich in Frankreich? — Man wird Sie niemals vergessen. — Niemals! Dieß ist viel gesagt. Die Franzosen haben einen andern Beherrscher, und ihre Pflicht und Ruhe fordert sie auf, nicht mehr an mich zu denken. Diese Antwort mißfiel mir; ich sagte zu mir selbst, der Kaiser ist mißvergnügt, daß ich ihm keine Briefe mitbringe; er ist mißtrauisch gegen mich; es war nicht der Mühe werth, so weit zu ihm zu reisen, um so schlecht empfangen zu werden. — Was denkt man denn von mir in Frankreich? — Dort beklagt und bedauert man E. M. — Man erfindet dort auch eine Menge Mährchen und Lügen auf meine Rechnung; bald gibt man mich für einen Narren, bald für krank aus, und Sie sehen (indem der Kaiser auf seine Wohlbeleibtheit blickte) ob ich darnach aussehe. Man behauptet dort auch, daß man mich nach St. Helena oder nach Malta bringen werde. Ich rathe ihnen aber nicht, dieß zu versuchen. Ich habe Lebensmittel auf sechs Monate, Kanonen und tapfere Männer zu meiner Vertheidigung; sie sollten mir den schändlichen Versuch theuer bezahlen. Gleichwol kann ich nicht glauben, daß Europa sich durch Bewaffnung gegen einen einzigen Mann, der ihm nicht schaden will und nicht schaden kann, entehren wird. Der Kaiser Alexander ist zu sehr für seinen

Ruhm bey der Nachwelt besorgt, als daß er zu einer solchen Unternehmung einwilligen könnte. Sie haben mir die Souveränität von Elba durch einen feyerlichen Vertrag bewilligt; ich bin hier in meinem Gebiete, und so lange ich meine Nachbarn ungeneckt lasse, hat man kein Recht, mich zu stören. . . . Haben Sie bey der großen Armee gedient? — Ja, Sire, ich hatte das Glück mich unter Ihren Augen in den Ebenen der Champagne auszuzeichnen. E. M. schienen mich damals so sehr auszuzeichnen, daß ich mir mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen glaubte, daß Sie sich meiner wieder erinnern würden. — Ich glaubte in der That bey dem ersten Anblick Sie wieder zu erkennen, aber meine Erinnerung an Sie ist nicht ganz klar: Arme Menschen, dachte ich bey mir selbst, sezt nur euer Leben für die Könige aus, opfert ihnen eure Jugend, eure Ruhe, euer Glück! — Bey welchen Gefechten haben Sie sich ausgezeichnet? — Sire, bey . . . . und bey . . . . Der Marschall Ney stellte mich E. M. mit den Worten vor: Hier, Sire, ist der unerschrockene S . . . . P . . . ., von dem ich Ihnen gesprochen habe. — Nun, ich erinnere mich in der That; allerdings, ich war mit Ihrem Betragen bey . . . . und bey . . . . sehr zufrieden, Sie haben Entschlossenheit und Charakter gezeigt; habe ich Ihnen nicht den Orden auf dem Schlachtfeld ertheilt? — Ja, Sire. — Wohlan! (mit mehr Wärme und Vertrauen.) Wie findet man sich in Frankreich mit den Bourbonen? — Sire, sie haben der Erwartung der Franzosen nicht entsprochen, und die Zahl der Mißvergnügten steigt mit jedem Tage. — Desto schlimmer, desto schlimmer! (lebhaft.) Hat Ihnen wirklich X. keinen Brief an mich mitgegeben? Nein, Sire, er fürchtete, man möchte mir ihn abnehmen; da er aber glaubte, daß E. M., genöthigt auf Ihrer Huth und gegen Jedermann mißtrauisch zu seyn, vielleicht auch mir nicht vertrauen würden, so hat er mir einige Verhältnisse anvertraut, die blos E. M. und ihm bekannt sind, und die Ihnen be-

weisen dürften, daß ich Ihr Vertrauen verdiene? — Wohlan! Welche Verhältnisse? — Ich entwickelte ihm einige; ohne mich aber vollenden zu lassen, sagte er mir: dieß ist hinreichend. Warum haben Sie mir nicht gleich anfangs dieß gesagt? Sie haben uns dadurch um eine halbe Stunde gebracht. Dieser Anlauf machte mich verlegen *). Er bemerkte es, und lenkte nun mit Sanftheit ein. Wohlan! Reden Sie ganz unbefangen, und erzählen Sie mir aufs umständlichste Alles, was zwischen Ihnen und Hrn. X. vorgefallen ist. Ich legte ihm dann die Umstände vor, die mich zu einer Unterhaltung mit Hrn. X, veranlasst hatten; ich erzählte ihm die ganze Unterhaltung, Wort für Wort; sezte ihm umständlich die Fehler und Gewaltthätigkeiten der königlichen Regierung auseinander; und war gerade im Begriff, die Schlußfolgen daraus mitzutheilen, die Hr. X. und ich gezogen hatten, als der Kaiser, der, wenn er einmal tief ergriffen ist, sich nicht halten kann, jede Rede zu unterbrechen und darüber Bemerkungen zu machen, mir das Wort nahm, und Folgendes bemerkte: Ich glaubte gleichfalls bey meiner Abdankung, daß die Bourbonen, durch das Unglück unterrichtet und gebessert, nicht wieder in die Fehler verfallen würden, welche sie im J. 1789 gestürzt hatten. Ich hoffte, der König würde mit Aufrichtigkeit regieren; dieß

*) Er liebte es überhaupt sehr, Personen, die sich ihm näherten, einzuschüchtern und verlegen zu machen. Bald stellte er sich, als höre er nicht ganz gut, und ließ dasjenige, was er sehr wohl verstanden hatte, mit lauter Stimme wiederholen (obschon er in der That einige Anlage zur Taubheit hatte). Ein andermal häufte er die Fragen so schnell und ungestüm auf einander, daß man keine Zeit hatte ihn zu verstehen, und daß man ihm falsch antwortete. Er hatte dann seine Freude an der Verlegenheit des Andern, und ergözte sich daran, wenn Jemand des festen Takts und der Geistesgegenwart nicht mächtig war. (Anmerkung des Verfassers der Memoiren.)

war das einzige Mittel, Euch vergessen zu machen, daß er Euch durch die Fremden geschenkt wurde. Seitdem sie aber den Fuß auf Frankreichs Boden gesezt, haben sie nichts als Thorheiten begangen. Ihr Vertrag vom 23. April, fuhr er mit Erhebung der Stimme fort, hat mich im Innersten erschüttert; sie haben mit Einem Federstrich Frankreich Belgiens und aller der Besitzungen beraubt, deren es sich während der Revolution bemächtigt hatte; sie haben es um seine Arsenale, seine Flotten, Schiffswerften, die Artillerie und um das ungeheure Material gebracht, das ich in den Festungen, die man ihnen überlieferte, aufgehäuft hatte. Diese Schändlichkeit ist dem Talleyrand zuzuschreiben. Er hat sicher Geld dafür empfangen. Unter solchen Bedingungen läßt sich leicht Friede machen. Hätte ich, wie sie, den Untergang Frankreichs unterzeichnen wollen, so würden sie nicht auf meinem Throne seyn, allein (mit Nachdruck) ich hätte mir lieber die Hand abhauen lassen. Ich habe es vorgezogen, auf meinen Thron zu verzichten, als ihn auf Kosten meines Ruhms und der Ehre der Franzosen zu behaupten . . . eine entehrte Krone ist eine furchtbare Last . . . . meine Feinde haben allerwärts bekannt gemacht, daß ich hartnäckig den Frieden verweigert hätte; sie haben mich als einen elenden, blutdürstigen und mordgierigen Narren dargestellt. Diese Sprache war ihnen von Nutzen; wenn man seinen Hund tödten will, so muß man ihn als wüthend ausgeben; allein Europa soll die Wahrheit erfahren, ich werde Alles, was in Chatillon geschehen und gesprochen worden ist, bekannt machen. Ich werde mit kräftiger Hand den Engländern und den Russen die Maske abreißen. Europa soll dann richten. Es wird entscheiden, auf welcher Seite Betrug und Blutdurst gewesen ist. Wäre ich von der Kriegswuth besessen gewesen, so hätte ich mich mit meiner Armee hinter die Loire zurückziehen und den Gebirgskrieg nach Behagen kosten können. Ich habe dieß nicht gewollt; ich war der Metzeleyen

müde .... mein Name und meine Tapfern, die mir treu geblieben waren, machten die Verbündeten noch in meiner Hauptstadt zittern. Sie haben mir Italien als Preis meiner Abdankung geboten, ich habe es ausgeschlagen; wenn man einmal in Frankreich regiert hat, so darf man nicht anderwärts regieren. Ich habe die Insel Elba gewählt, und sie waren ganz glücklich, sie mir zu geben. Diese Lage gefiel mir. Ich konnte auf Frankreich und auf die Bourbonen Acht geben. Alle meine Handlungen waren immer für Frankreich. Nicht wegen meiner, sondern wegen Frankreichs selbst wollte ich es zur ersten Nation der Welt machen. Was mich betrifft, so ist mein Ruhm gemacht. Mein Name wird so lange wie der Name Gottes leben. Hätte ich blos an meine Person zu denken gehabt, so würde ich lieber bey dem Herabsteigen von dem Thron in den gewöhnlichen Bürgerstand übergetreten seyn; ich musste aber den Kaisertitel für meine Familie und für meinen Sohn bewahren .... mein Sohn ist mir, nach Frankreich, das Theuerste auf der Welt.

Der Kaiser war während dieses Gesprächs mit großen Schritten umher gegangen, und schien heftig ergriffen. Er schwieg einige Augenblicke, und fuhr dann fort: Sie wissen es wohl (die Emigranten) daß ich hier bin, und möchten mich gerne ermorden lassen. Jeden Tag entdecke ich neue Ränke, neuen Hinterhalt. Sie haben einen der Spießgesellen von George nach Korsika abgeschickt, einen Elenden, den selbst die englischen Zeitungen als einen blutdürstigen Mörder dargestellt haben. Er mag sich aber wohl hüten; wenn er mich fehlt, so kann er sicher seyn, daß ich ihn nicht fehlen werde. Ich werde ihn durch meine Grenadiere aufsuchen und zum Beyspiele für andere niederschießen lassen....

Nach einer neuen Pause begann er wieder: Gehen meine Generale an den Hof? sie mögen dort eine traurige Figur machen. Ich hatte das Ende dieser Zwischenscene erwartet um den Faden meiner Rede wieder aufzufassen; über=

zeugt, daß ich die Unterhaltung unmöglich leiten könnte, entschloß ich mich, mich ganz der Richtung des Kaisers zu überlassen, und antwortete ihm: Ja, Sire, und sie sind empört, sich Emigranten nachgesezt zu sehen, die niemals einen Kanonenschuß gehört haben. — Die Emigranten werden sich immer gleich bleiben. So lange es sich blos davon handelt, eine hübsche Figur in meinem Vorzimmer zu spielen, so strömten sie in größerer Anzahl, als ich sie bedurfte, herbey. Wenn es aber darauf ankam, den Mann zu zeigen, so zogen sie sich wie die S . . . . . zurück. Es war ein großer Fehler von meiner Seite, dieses der Nation feindliche Geschlecht zurückberufen zu haben; ohne mich wären sie alle in der Fremde Hungers gestorben. Aber ich hatte damals wichtige Beweggründe; ich wollte Europa mit uns versöhnen, und die Revolution abschließen. . . . . Was sagen die Soldaten von mir? — Die Soldaten, Sire, unterhalten sich beständig von Ihren unsterblichen Siegen. Ihr Name wird niemals anders, als mit Hochachtung, Bewunderung, und Schmerzgefühl genannt. Wenn die Prinzen ihnen Geld geben, so trinken sie dafür auf Ihre Gesundheit, und wenn man sie zwingt „Es lebe der König!" zu rufen, so wiederholen sie mit leiser Stimme „von Rom." — (Lächelnd.) Sie lieben mich also fortwährend? — Ja, Sire, und, wenn ich es sagen darf, mehr als jemals. — Was sprechen sie von unserm Unglück? — Sie sehen es als eine Folge von Verrätherey an, und wiederholen beständig, daß man sie niemals überwunden haben würde, wenn Frankreich nicht an die Feinde verkauft worden wäre; vorzüglich ist ihnen die Kapitulation von Paris ein Greuel. — Sie haben Recht; ohne den schmachvollen Abfall des Herzogs von Ragusa wären die Verbündeten verloren. Ich war Meister ihres Rückens, und aller ihrer Kriegszufuhren. Es würde nicht ein einziger entkommen seyn. Sie würden auch ihr 29stes Bulletin gehabt haben! Marmont ist ein Niederträchtiger,

er hat sein Vaterland in das Verderben gestürzt und seinen Fürsten verrathen. Schon seine einzige Uebereinkunft mit Schwarzenberg reicht hin, ihn zu entehren. Wenn er nicht gewusst hätte, daß er durch seine Kapitulation meine Person und meine Armee aussetzen würde, so hätte er nicht nöthig gehabt, den Schutz für mein Leben und meine Freyheit auszubedingen. Diese Verrätherey ist aber nicht die einzige. Er hat sich mit Talleyrand in Ränke eingelassen, um der Kaiserin die Regentschaft und meinem Sohne die Krone zu entziehen. Er hat auf eine unwürdige Art Caulincourt, Macdonald und die andern Marschälle getäuscht und verrathen. Er könnte mit allem seinem Blute das Unglück, das er über Frankreich gebracht hat, nicht abbüßen. . . . Ich werde seinen Namen dem Abscheu der Nachwelt weihen. . . . Es freut mich, zu vernehmen, daß meine Armee das Gefühl ihrer Würde beybehalten hat, und unser großes Unglück auf die wahren Stifter desselben wälzt.

Es beruhigt mich, aus Ihren Aussagen zu vernehmen, daß die Ansicht, die ich mir von der Lage Frankreichs gebildet hatte, die richtige ist: das Geschlecht der Bourbonen ist nicht mehr im Stande zu regieren. Ihre Regierung mag für die Priester, den Adel, und für die alten Gräfinnen der Urzeiten gut seyn; für die jetzige Generation taugt sie nicht.

Das Volk wurde durch die Revolution gewöhnt, im Staate mit zu zählen; es wird nimmermehr seine Einwilligung dazu geben, in seine alte Nullität zurückzufallen, und wieder das Lastthier des Adels und der Kirche zu werden. . . . Die Armee wird den Bourbonen niemals gehören. Unsere Siege und unser Unglück haben zwischen ihr und mir ein unzerreißliches Band befestigt; mit mir allein kann sie Rache, Macht und Ruhm wieder finden; mit den Bourbonen kann sie nur Schimpf und Mißhandlungen erfahren; die Könige erhalten sich nur durch die Liebe ihrer Völker oder durch die

Furcht. Die Bourbonen sind weder gefürchtet noch geliebt; sie werden sich selbst vom Throne stürzen, wiewol sie sich noch lange Zeit darauf erhalten können. Die Franzosen verstehen keine Verschwörungen anzuzetteln.

Bey diesen Worten ging der Kaiser rasch umher und gestikulirte lebhaft; er schien eher allein zu sprechen als seine Rede an irgend Jemand zu richten. Glaubt Hr. X. (indem er mich von der Seite anblickte), daß sich diese Leute noch lange halten werden? — Er theilt in dieser Beziehung ganz die allgemeine Ansicht, das heißt, man glaubt in Frankreich, und man ist selbst davon überzeugt, daß die Regierung ihrem Untergang entgegeneilt. Die Priester und die Emigranten sind ihre einzigen Anhänger, und alle Männer von Vaterlandsliebe und von Herz sind ihre Feinde. — Allerdings, fuhr er mit Nachdruck fort, muß sie alles zu Feinden haben, dem Nationalblut in den Adern fließt. Wie wird aber alles dieß endigen? Glaubt man, daß es eine neue Revolution geben werde? — Sire, der Geist der Unzufriedenheit ist zu einer solchen Höhe und Erbitterung gestiegen, daß die geringste einzelne Bewegung nothwendig einen allgemeinen Aufstand zur Folge haben würde, und daß Niemand erstaunen würde, wenn er noch heute ausbräche. — Was würde man aber anfangen, wenn die Bourbonen vertrieben wären, würde man die Rupublik wieder herstellen? — Die Republik, Sire, man denkt nicht daran. Man würde vielleicht eine Regentschaft einsetzen. — (Mit Heftigkeit und mit Erstaunen.) Eine Regentschaft! und warum dieß, bin ich denn gestorben? — Aber, Sire, Ihre Abwesenheit.... — Meine Abwesenheit hat hier nichts zu bedeuten; ich würde in zwey Tagen in Frankreich seyn, wenn mich die Nation zurückrufen sollte.... Glauben Sie, daß es gut wäre, wenn ich zurückkäme? — Bey diesen Worten lenkte der Kaiser seine Augen ab, und ich konnte wohl bemerken, daß er auf diese Frage einen größern Werth legte,

als er bemerken lassen wollte, und daß er meine Antwort mit Aengstlichkeit erwartete. — Sire, ich wage es nicht für meine Person eine solche Frage aufzulösen, aber — (Rasch.) Dieß frage ich Sie nicht. Antworten Sie, Ja oder Nein? — Wohlan, Sire, Ja. — (Mit Aufwallung.) Sie glauben es? — Ja, Sire, ich bin mit Hr. X. überzeugt, daß das Volk und die Armee Sie als Befreyer empfangen und Ihre Sache mit Enthusiasm ergreifen würde. — (Napoleon mit Unruhe und Spannung.) X. ist also der Meinung, daß ich zurückkommen soll? — Wir haben vorausgesehen, daß E. M. mich über diesen Punkt fragen würden. und hier ist wörtlich seine Antwort: „Sie werden dem Kaiser sagen, daß ich es nicht wage, die Entscheidung einer so wichtigen Frage auf mich zu nehmen; daß er es aber für entschieden und unwidersprechlich annehmen könne, daß die gegenwärtige Regierung in der Gunst des Volks und der Armee verloren ist; daß das Mißvergnügen den höchsten Gipfel erreicht hat, und daß man nicht glaubt, daß sie den Kampf gegen die allgemeine Unzufriedenheit noch lange werde bestehen können. Sie werden noch beysetzen, daß der Kaiser der Gegenstand des Bedauerns und der Wünsche der Armee und der Nation geworden ist. Der Kaiser wird alsdann seine Entschlüsse nach seiner Weisheit fassen."

Der Kaiser wurde nachdenkend, still, und sagte mir nach langem Nachsinnen: Ich werde die Sache überlegen; ich behalte Sie bey mir; kommen Sie morgen um eilf Uhr.

Bey'm Hinausgehen vom Kaiser traf ich den Großmarschall wieder. Er sagte zu mir: der Kaiser hat Sie lange bey sich behalten, ich fürchte nur, daß diese Unterhaltung bemerkt worden ist; wir sind von englischen Kundschaftern umgeben, und die geringste Unklugheit dürfte schwer auf uns lasten; ich frage Sie nicht, fuhr er fort, um das, was Sie wohl dem Kaiser mitgetheilt haben mögen; wenn es Ihnen aber ohne Verletzung Ihrer Pflichten möglich wäre, mir nä=

here Nachrichten über Frankreich zu erzählen, so würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen. Wir erfahren die dortigen Vorfälle blos aus den Zeitungen und aus dem Munde einiger reisenden Kaufleute, und das, was uns auf diesem Wege zukommt, ist so widersprechend oder so unbedeutend, daß wir nicht wissen, was wir davon halten sollen. — Ich kann Sie, mein Herr Marschall, ohne Verletzung meiner Pflichten befriedigen. Ich habe dem Kaiser Dinge erzählt, die ganz Frankreich weiß; daß nämlich das Mißvergnügen den höchsten Gipfel erreicht hat, und daß die königliche Regierung sich ihrem Ende nähert. — Ich weiß nicht, antwortete der Marschall, was die Zukunft uns vorbehält; wie aber auch immer unser Schicksal seyn mag, so kann es nicht schlimmer werden, als wir es hier fühlen. Unsere Hülfsmittel erschöpfen sich mit jedem Tag; wir haben das Heimweh. Würde uns die Hoffnung nicht noch ein wenig aufrecht erhalten, so weiß ich in der That nicht, was aus uns werden dürfte. Hat Ihnen der Kaiser gesagt, daß Sie bey uns bleiben sollen? — Ja, mein Herr Marschall. — Ich wünsche mir Glück dazu; aber ich beklage Sie; man ist niemals außer seinem Vaterlande glücklich. Es reut mich nicht, dem Kaiser gefolgt zu seyn, ich folgte dabey meiner Pflicht und meinem Dankgefühl; aber ich sehne mich nach Frankreich, wie ein Kind, das seine Mutter, wie ein Liebhaber, der seine Geliebte verloren hat. Es traten Thränen in seine Augen, er drückte mir gerührt die Hand, und sagte mir: Kommen Sie morgen zum Frühstück zu uns, ich werde Sie meiner Frau vorstellen; es wird ein Fest für sie seyn, einen Franzosen, und vorzüglich einen guten Franzosen, zu sprechen.

Man erfuhr bald in der Stadt die Ankunft eines Franzosen von dem Festlande. Mein Gasthof füllte sich mit Offizieren und Grenadieren, die mich mit Fragen über ihre Verwandte und Freunde drängten; es schien, als sollte ich ganz Frankreich kennen. Mehrere fragten mich über die öffent-

lichen Angelegenheiten; ich suchte die Antwort durch die Angabe zu vermeiden, daß ich Frankreich schon vor fünf Monaten verlassen hätte.

Ich willigte in die Einladung des Großmarschalls. Er bewohnte einen Flügel von dem Gebäude der Mairie; sein Zimmer zeigte vier nackte Wände, und er bemerkte, daß mir dieß auffiel. Sie betrachten unser Elend, sagte er zu mir; es muß sehr von der Meinung abweichen, die Sie sich vielleicht von uns gemacht haben. Man nimmt in Europa an, der Kaiser hätte ungeheure Schätze aus Frankreich hinweggeschleppt; sein Feldsilberzeug, sein Feldbett und einige halb zusammengerittene Pferde sind alles, was er mitgenommen hat und mitnehmen wollte. Er könnte, wie Saladin, an seiner Pforte bey Aussetzung der Lumpen unsers Elends ausrufen lassen: dieß ist Alles, was Napoleon der Große, der Ueberwinder des Weltalls von seinen Eroberungen davon getragen hat.

Der General stellte mich, seinen Versprechungen gemäß, seiner Frau vor; ich war von ihren Sitten und von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt. Frankreich und die Insel Elba, die Gegenwart und die Zukunft, waren der Gegenstand unserer Unterhaltung, und ich wusste beym Fortgehen von Madame Bertrand nicht bestimmt, ob ich die treffende Grazie ihres Geistes, oder das Edle und Starke in ihrem Charakter mehr bewundern sollte.

Um 11 Uhr stellte ich mich bey dem Kaiser ein. Man ließ mich in dem kleinen Saal zu ebener Erde warten; die Farbe der bunten Seide war zur Hälfte ganz verschwunden oder gebleicht. Die Fußteppiche waren ganz abgenützt und an mehreren Stellen geflickt; einige schlecht überzogene Sessel vollendeten das Zimmergeräthe. In der Erinnerung an die Pracht der kaiserlichen Paläste entriß mir das Mitleiden einen tiefen Seufzer. Der Kaiser kam; seine Haltung stellte eine Ruhe dar, die nicht in seinen Augen lag; man konnte

wol sehen, daß ein heftiger Kampf in ihm gewogt hatte. Mein Herr, sagte er zu mir, ich habe Ihnen gestern bemerkt, daß ich Sie in meine Dienste nehme; ich wiederhole es Ihnen heute; von diesem Augenblick gehören Sie mir an, und Sie werden, wie ich hoffe, Ihre Pflicht gegen mich wie ein guter und treuer Unterthan erfüllen, Sie beschwören es, nicht wahr? — Ja, Sire, ich schwöre es. — Gut. Er fieng nun an: Ich habe den Zustand der Crise, in dem sich Frankreich gegenwärtig befindet, vorausgesehen; aber ich glaubte die Sache noch nicht so weit vorgerückt. Es war meine Absicht, mich nicht mehr in politische Verhältnisse zu mischen; Ihre Erzählung hat aber meinen Entschluß geändert; ich bin die Ursache von Frankreich's Unglück, ich muß es auch wieder retten. Ehe ich aber eine Partbey ergreife, muß ich die Lage unserer Angelegenheiten gründlich kennen; setzen Sie sich, und wiederholen Sie mir alles, was Sie gestern erzählt haben; ich höre Sie gerne.

Durch diese Worte und durch einen äußerst sanften und gütigen Blick ermuthigt, überließ ich mich ohne Rückhalt und Furcht den Eingebungen meines Geistes und meiner Seele, und stellte dem Kaiser ein so rührendes und lebendiges Bild der Leiden und der Hoffnungen der Nation dar, daß er davon betroffen war. Edler junger Mann, sagte er zu mir, Sie haben eine wahrhaft französische Seele; aber hat Sie nicht vielleicht Ihre Einbildungskraft irre geleitet? Nein, Sire, meine Erzählung an E. M. ist treu; ich konnte mich zwar mit Wärme ausdrücken, weil ich meine Empfindungen unmöglich anders darstellen kann, aber alles ist genau, alles ist wahr. Ich würde es unter so höchst wichtigen Umständen für ein Verbrechen halten, die Eingebungen meiner Phantasie der Wahrheit unterzulegen. — Sie glauben also, daß Frankreich von mir seine Rettung erwartet, und daß es mich als seinen Retter empfangen wird? — Ja, Sire, und ich sage selbst noch mehr; der Widerwillen, der Ekel der Fran-

zosen vor der königlichen Regierung ist zu einem solchen Punkt gekommen, und die Last dieser Regierung liegt so schwer auf der Nation und auf der Armee, daß jeder andere, als E. M., der es unternehmen wollte, sie davon zu befreyen, die Franzosen zu seiner Unterstützung geneigt finden würde. — (Ernsthaft.) Wiederholen Sie mir dieses. — Ja, Sire, ich wiederhole es, die Franzosen sind des antinationalen Jochs der Priester und Emigranten so sehr müde, und fühlen sich dadurch so sehr erniedrigt und empört, daß sie bereit sind, mit demjenigen gemeinschaftliche Sache zu machen, der ihnen versprechen wird, sie davon zu befreyen. — Wenn ich aber in Frankreich landete, wäre alsdann nicht zu fürchten, daß die Emigranten und die Chouans die Patrioten ermordeten? — Ich glaube es nicht, Sire, wir sind die stärkern in der Anzahl, und die Tapfersten. — Allerdings, wenn man Euch aber in die Gefängnisse wirft, so wird man Euch dort erwürgen? — Das Volk, Sire, würde sie nicht gewähren lassen. — Möchten Sie sich doch nicht täuschen! Indessen werde ich so schnell in Paris ankommen, daß sie nicht Zeit haben sollen, zu wissen, wo sie angreifen oder zuschlagen sollen. Ich werde mit der Ankunft der Nachricht von meiner Landung dort seyn.... Ja, sagte der Kaiser, nachdem er einige Schritte gemacht hatte, ich bin dazu entschlossen.... Ich habe Frankreich den Bourbonen überlassen, ich will es davon befreyen; ich werde abreisen.... Die Unternehmung ist groß, schwierig, gefährlich; aber sie geht nicht über meine Kräfte. Das Glück hat mich niemals bei großen Gelegenheiten verlassen.... ich werde abreisen, nicht allein; ich will mich nicht durch Gensdarmen fassen lassen, ich werde mit meinem Degen, meinen Polen, meinen Grenadieren abreisen.... Frankreich ich ganz für mich. Ich gehöre ihm an. Ich werde ihm mit Freuden meine Ruhe, mein Blut, mein Leben aufopfern.... Der Kaiser hielt hierauf still; seine Augen glänzten voll Hoffnung und Genie; seine Haltung kündigte Vertrauen,

Stärke, Sieg an; er war groß! er war schön! er war bewunderswürdig! Er nahm dann wieder das Wort, und sagte zu mir: Glauben Sie, daß sie es wagen werden, mich dort zu erwarten. — Nein, Sire. — Ich glaube es auch nicht. So wie sie meinen Namen werden donnern hören, so werden sie zittern, und einsehen, daß nur eine rasche Flucht zu ihrem Heil dienen kann. Wie wird sich aber die Nationalgarde benehmen, glauben Sie, daß sie sich für sie schlagen wird? — Ich glaube, Sire, daß sie die Neutralität behaupten wird. — Dieß ist schon viel. Was ihre Leibgarden und ihre rothe Kompagnien betrifft, so fürchte ich sie nicht, dieß sind Greisen oder Kinder; sie werden sich vor den Schnurrbärten meiner Grenadiere fürchten, (indem er dabey die Stimme und die Hand erhob.) Ich werde meine Grenadiere die National-Kokarde aufpflanzen lassen. Ich werde einen Aufruf an meine alten Soldaten ergehen lassen. Ich werde mit ihnen sprechen; keiner von ihnen wird die Stimme seines alten Generals verkennen.... Die Armee, so viel ist einmal sicher, kann nicht zwischen der weissen und zwischen der dreyfarbigen Fahne, zwischen mir, der sie mit Wohlthaten und Ruhm überhäuft hat, und den Bourbonen, die sie beschimpfen wollten, im Zweifel stehen.... Und die Marschälle, wie werden sich diese verhalten? — Die mit Ehrentiteln und Reichthümern überhäuften Marschälle haben nichts mehr als Ruhe zu wünschen. Sie werden durch Ergreifung einer zweifelhaften Parthey fürchten, ihre Existenz in Gefahr zu setzen, und sie werden vielleicht Zuschauer bei der Crise bleiben. Vielleicht wird sie aber auch die Furcht, E. M. möchten sie wegen ihres Abfalls und ihrer Verrätherei im J. 1814 bestrafen, veranlassen, sich zu der Parthey des Königs zu schlagen. — Ich werde niemand bestrafen; verstehen Sie mich? Sagen Sie dieß bestimmt Hrn. X., ich will Alles vergessen; wir haben uns Alle Vorwürfe zu machen. — Ich werde es ihm sehr gerne sagen, Sire; diese

Versicherung wird die allgemeine Versöhnung vollenden; denn es giebt selbst unter Ihren Anhängern Menschen, welche Ihre Rückkehr aus Angst, Sie möchten Rache nehmen, fürchten. — Ich weiß es sehr gut, daß man mich für rachsüchtig und blutdürstig hält; daß man mich als eine Art von Ungeheuer und Menschenfresser ausgiebt; man täuscht sich; ich will nur, daß man seine Schuldigkeit beobachte; ich will, daß man mir gehorche, und dieß ist alles. Ein schwacher Souverain ist eine Plage für sein Volk. Läßt er die schlechten und die Verräther glauben, daß er nicht zu strafen wisse, so besteht keine Sicherheit mehr weder für den Staat noch für seine Bürger. Die Strenge verhütet mehr Verbrechen, als sie bestraft. Wenn man regiert, so muß man mit dem Kopf, und nicht mit dem Herzen herrschen. Sagen Sie indessen dem X., daß ich von der allgemeinen Verzeihung den Talleyrand, Augereau, und den Herzog von Ragusa ausnehme; denn diese sind die Ursache von allem unsern Unglück; das Vaterland muß gerächt werden. — Warum aber, Sire! diese ausschließen? Fürchten Sie nicht, daß diese Ausnahme Ihnen die Frucht Ihrer Gnade raubt, und selbst auf die Zukunft Zweifel an Ihre Aufrichtigkeit gestattet? — Man würde noch weit mehr daran zweifeln, wenn ich ihnen verziehe. — Aber, Sire! — Mischen Sie sich nicht darein .... wie stark ist die Armee? — Ich weiß es nicht, Sire; ich weiß blos, daß sie durch Ausreißer, durch Verabschiedung beträchtlich geschwächt ist, und daß die meisten Regimenter kaum dreyhundert Mann stark sind. — Desto besser; die schlechten Soldaten werden abgegangen, die guten geblieben seyn. Kennen Sie die Namen der Offiziere, welche an der Küste und in der achten Division befehligen? — Nein, Sire. (Mit Laune) Sollte mich X. dieß nicht haben wissen lassen? — Hr. X., Sire, war, wie ich, weit von dem Gedanken entfernt, daß E. M. sogleich den großmüthigen Entschluß fassen würden, in Frankreich wieder zu erscheinen. Er konnte überdieß, den öffent-

lichen Gerüchten zufolge, annehmen, daß Ihre Agenten Sie von Allem, was Sie interessiren würde, benachrichtigen möchten. — Ich habe in der That erfahren, daß die Zeitungen behaupten, ich hätte Agenten........ dieß sind aber Mährchen. Ich habe allerdings von meiner Seite einige Leute nach Frankreich abgeschickt, um zu erfahren, was sich dort ereignete; sie haben mich um mein Geld gebracht, und haben mich mit Redensarten des Pöbels unterhalten. C........ hat mich besucht, aber er wußte nichts; Sie sind die erste Person, die mir die Lage Frankreichs und der Bourbonen unter großen Gesichtspunkten dargestellt hat. Ohne Sie wüßte ich noch nicht, daß die Stunde meiner Rückkehr geschlagen hat; ohne Sie hätte man mich hier den Boden meines Gartens pflügen lassen. Zwar habe ich, ohne genau zu wissen von wem, das Signalement von Mördern, die gegen mich abgeschickt wurden, erhalten; und einen oder zwey Briefe von der gleichen Hand, aber ohne Namens-Unterschrift, wo man mir sagte, ich sollte ruhig seyn, daß die Stickereien aufschlagen, und ähnliche Albernheiten; dieß ist aber auch Alles. Allein mit solchen Andeutungen läßt sich noch keine Umstürzung versuchen. Wie glauben Sie aber, daß die Fremden meine Rückkehr ansehen werden, denn dieß ist der Hauptpunkt. — Die Fremden Sire, wurden von E. M. genöthigt, sich gegen Sie zu vereinigen, um sich, erlauben Sie mir es zu sagen (der Kaiser: sprechen Sie, sprechen Sie) den Wirkungen Ihres Ehrgeizes, und dem Mißbrauch Ihrer Gewalt zu entziehen. Gegenwärtig, wo Europa seine Unabhängigkeit wieder gewonnen, und Frankreich aufgehört hat furchtbar zu seyn, würden die Fremden wahrscheinlich nicht mehr den Zufälligkeiten eines neuen Kriegs sich aussetzen, der uns die verlorne Oberhand wieder verschaffen könnte. — Wären die Souveraine in ihrer Hauptstadt, so würden sie sich ohne Zweifel zweyfach bedenken, ehe sie sich in einen neuen Feldzug einliessen; aber sie stehen einander noch gegenüber, und es steht zu fürchten, daß

sie den Krieg zu einer Sache der Eigenliebe machen. — Glauben Sie, daß die Angabe gegründet ist, daß sie nicht einig sind? — Ja, Sire, es scheint, daß Mißverständnisse auf dem Kongreß herrschen; daß jede der größern Mächte sich den besten Theil der Beute aneignen möchte. — Auch scheint es, nicht wahr! daß ihre Völker unzufrieden sind? — Ja, Sire, Könige und Völker, Alles scheint sich zu unsern Gunsten zu vereinigen. Die Sachsen, die Genueser, die Belgier, die Rheinbewohner, die Polen, wollen die neuen Souveraine nicht, die man ihnen aufdringen will.

Italien — — — — — — — — —, sehnt sich nach dem Augenblick der Befreyung von ihrer Herrschaft.

Der König von Neapel, durch die Erfahrung belehrt, mußte einsehen, daß Sie sein bester Schutz sind, und er wird, wenn Sie es wünschen, den Aufstand der Italiener begünstigen.

Die Könige der rheinischen Conföderation werden, durch das Beyspiel von Sachsen belehrt, nach dem ersten Sieg, wieder die Verbündeten von E. M. werden.

Preußen und Rußland werden, wenn man ihnen ihre Eroberungen läßt, ruhig bleiben.

Oestreich, das Alles von Rußland und Preußen zu fürchten, und nichts von dem Könige von Frankreich zu hoffen hat, wird gerne seine Zustimmung geben, daß Sie mit den Bourbonen nach Belieben schalten können, wenn man ihm nur Italien garantirt.

Alle Mächte, mit einem Wort, mit Ausnahme von England, sind mehr oder weniger dabey interessirt, sich nicht gegen Sie zu erklären, und ehe es noch England gelungen ist, das Festland hinreichend zu bestechen und zum Aufstand zu treiben, werden E. M. schon so fest auf Ihrem Throne sitzen, daß man ihn nicht mehr wird erschüttern können. — Alles dieß ist sehr schön (sagte der Kaiser mit Kopfschütteln); indessen nehme ich mit Bestimmtheit an, daß die Könige, die

mich bekriegt haben, nicht mehr die gleiche Verbindung, die gleichen Ansichten, die gleichen Interessen haben.

Der Kaiser Alexander muß mich hochachten; er muß den Unterschied zwischen mir und Ludwig XVIII. fühlen; und wenn seine Politik einen höhern Schwung nehmen wollte, so müßte es ihm angenehmer seyn, den Scepter Frankreichs in den Händen eines kräftigen Mannes und eines unversöhnlichen Feindes von England, als in den Händen — — — — — —, eines Freundes und Vasallen des Prinzen Regenten zu sehen. Ich würde ihm Polen und noch mehr zugestehen, wenn er es wollte. Er weiß, daß ich immer mehr Neigung hatte, seinen Ehrgeiz zu dulden, als ihn zu beschränken. Wäre er mein Freund und mein Verbündeter geblieben, so würde ich ihn größer gemacht haben, als er jemals werden wird.

Preußen und alle kleine Könige des Rheinbundes werden dem Schicksale Rußlands folgen; wenn ich Rußland besäße, so würde es alle Mächte des zweyten Rangs in meine Gewalt geben.

Was Oestreich betrifft, so weiß ich nicht, wie es handeln würde. Es hat niemals aufrichtig mit mir gehandelt. Ich glaube aber, daß ich es mit der Drohung, ihm Italien zu nehmen, zurückhalten könnte.

Italien ist mir noch immer sehr dankbar und sehr ergeben. Wenn ich morgen 100,000 Mann, und hundert Millionen von ihm verlangte, so würde ich sie erhalten. Würde man mich zum Krieg zwingen, so wäre es mir leicht, es zu revolutioniren. Ich würde ihm, ganz nach seinem Wunsche, entweder die Unabhängigkeit oder Eugen geben. Méjean und einige Andere haben ihm geschadet, aber er ist nichts desto weniger sehr geliebt und sehr geschätzt. Er ist auch ganz dazu gemacht, und er hat bewiesen, daß er eine edle Seele ist.

Murat ist unser. Ich hatte mich sonst sehr über ihn zu beschweren. Seitdem ich aber hier bin, hat er seinen Feh-

ler beweint, und sein Unrecht gegen mich so viel wie möglich gut gemacht. Ich habe ihm meine Freundschaft und mein Vertrauen wieder geschenkt. Sein Beystand würde mir, im Fall eines Kriegs, von großem Nutzen seyn. Er hat wenig Kopf, sondern blos ein Herz und Arme; allein seine Frau würde ihn leiten. Seine Neapolitaner lieben ihn ziemlich, und ich habe noch einige gute Offiziere unter ihnen, die demselben den geraden Weg zeigen würden.

England betreffend, so hätten wir uns die Hand von Douvres nach Calais reichen können, wenn Hr. Fox noch gelebt hätte; so lange es aber durch die Grundsätze und die Leidenschaften des Pitt regiert wird, so werden wir immer, wie Feuer und Wasser, gegen einander seyn... Ich habe von ihm weder Ruhe noch Verzeihung zu hoffen... Es weiß, daß von dem Augenblick an, wo ich den Fuß nach Frankreich gesezt habe, sein Einfluß sich über das Meer zurückziehen muß... So lange ich lebe, werde ich einen Krieg auf Leben und Tod gegen seinen Seedespotismus führen. Hätte Europa mir beygestanden; hätte es sich nicht vor mir gefürchtet; hätte es meinen Ehrgeiz verstanden; so würden die Flaggen aller Mächte stolz und offen von einem Ende der Welt zum andern fahren, und die Erde würde im Genusse des Friedens seyn.

Alles wohl überlegt, so haben die fremden Mächte große Beweggründe mich zu bekriegen, so wie sie wieder andere haben, mich in Ruhe zu lassen. Es ist aber zu fürchten, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, daß ihre Eigenliebe dabey ins Spiel kommt, und daß sie eine Ehrensache daraus machen. Von der andern Seite wäre es möglich, daß sie auf ihr Koalitionssystem, das keinen Zweck mehr hat, verzichteten, um über ihre Völker zu wachen, und eine bewaffnete Neutralität zu behaupten, bis ich ihnen Garantien gegeben habe.

Wie indessen auch ihre Entschlüsse ausfallen mögen, so

haben sie auf die meinigen keinen Einfluß. Frankreich ruft, dieß ist hinreichend. Im J. 1814 hatte ich ganz Europa bey mir, und es würde mich niemals bemeistert haben, wenn mich nicht Frankreich allein gegen die ganze Welt hätte kämpfen lassen. Heute aber, wo Frankreich weiß, was ich werth bin, und wo es seine Energie und seinen Patriotism wieder gefunden hat, wird es, im Fall es angegriffen würde, über seine Feinde, wie in den schönen Epochen der Revolution, siegen. Die Erfahrung lehrt, daß die Heere nicht immer zur Rettung einer Nation hinreichen; während eine durch das Volk vertheidigte Nation immer unüberwindlich ist.

Ich habe mich noch nicht über den Tag meiner Abreise bestimmt; durch den Aufschub desselben gewinne ich den Vortheil der Auflösung des Kongresses; aber ich laufe auch Gefahr, daß, wenn die fremden Mächte in Händel gerathen sollten, wozu alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, die Bourbonen und England mich durch ihre Schiffe unter Aufsicht behalten. Murat würde mir zwar wohl seine Marine geben, wenn ich sie bedürfen sollte; wir wären aber, wenn es nicht gelänge, bloßgestellt, doch beunruhigen wir uns darüber nicht; man muß dem Glück auch Etwas überlassen.

Wir haben nun, so viel mir scheint, alle Punkte, deren Betrachtung und Ueberlegung von Wichtigkeit ist, gründlich erwogen. Frankreich ist der Bourbonen müde; es wünscht seinen alten Beherrscher zurück; das Heer und das Volk sind für uns; die Fremden werden sich ruhig halten; sollten sie aber Lärm machen, so können wir ihnen antworten. Darin ist kurz unsere Gegenwart und unsere Zukunft enthalten.

Reisen Sie ab; sagen Sie dem X., daß Sie mich gesprochen haben, daß ich Alles zu wagen entschlossen bin, um den Wünschen Frankreichs zu entsprechen, und es von den Bourbonen zu befreyen.... daß ich von hier am ersten April, oder vielleicht noch früher abreisen werde; daß Alles vergessen sey; daß ich Alles vergebe; daß ich Frankreich und Europa

die Garantien zu geben bereit bin, die man von mir erwarten und fordern kann; daß ich auf alle Vergrößerungs-Plane Verzicht leiste, und daß ich die Wunden, die uns der Krieg geschlagen hat, durch einen dauerhaften Frieden heilen will.

Sagen Sie ferner dem X. und meinen Freunden, daß sie durch alle mögliche Mittel die gute Stimmung des Volks und des Heers unterhalten sollen. Sollten die Fehler der Bourbonen ihren Fall beschleunigen, und Frankreich dieselben vor meiner Landung vertreiben, so werden Sie dem X. erklären, daß ich keine Regentschaft noch etwas der Art wünsche. Ich wünsche, daß man eine provisorische Regierung aus folgenden fünf Personen aufstelle. .... Gehen Sie, mein Herr, ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen werden. — Wo soll ich landen, Sire? — Sie begeben sich nach Neapel; hier ist ein Reisepaß von der Insel, und ein Brief an ***. Sie werden ein großes Vertrauen zu ihm affektiren, sie werden ihm aber nichts sagen. Sie werden ihm unbestimmte Nachrichten aus Frankreich mittheilen, und ihm anvertrauen, daß ich Sie zur Ausforschung der Stimmung, und zur Berichtigung einiger Geschäfte abgeschickt hätte. Ich befehle dem ***, Ihnen für einen Paß nach Paris zu sorgen, damit Sie ohne Hinderniß und ohne Gefahr dorthin zurückkehren können. — E. M. sind also entschlossen, mich nach Frankreich zurückzuschicken? *) — Dieß ist durchaus nöthig. — E. M. kennen meine Ergebenheit, und ich bin bereit, alle Beweise, welche Sie nur verlangen können, davon zu geben; aber, Sire, erwägen Sie doch in Ihrem eignen, und in dem Interesse Frankreichs, daß meine Abreise nicht unbemerkt ge-

*) Der Kaiser hatte aus Furcht, Calviti und seine Gesellschaft möchten mir im Hafen, wo ich zu Schiff gehen könnte, begegnen, ihre Barke ans Land ziehen lassen, unter dem Vorwande, sie zu bestrafen, daß sie mich mit Gewalt nach Livorno geführt hätten.

blieben ist; daß meine Rückkehr noch mehr Aufsehen erregen wird; daß Verdacht daraus erwachsen kann, und daß sich die Bourbonen hüten, und die Küste und die Insel Elba bewachen lassen können. — Bah! sagte der Kaiser, glauben Sie denn, die Polizey sehe Alles voraus, wisse Alles; die Polizey erfindet mehr, als sie entdeckt. Die meinige war gewiß so gut, als die dieser Leute, und doch wusste sie oft nichts, oder erfuhr erst nach 8 oder 14 Tagen etwas, und dieß selbst durch Zufall, Nachlässigkeit, oder Verrätherey. Ich habe nichts der Art von Ihnen zu fürchten; Sie haben Geist und Charakter, und würden sich leicht aus Fallstricken retten. Indessen, so wie Sie einmal in Paris sind, so erscheinen Sie nirgends, verstecken Sie sich an irgend einem verborgenen Platz; man wird Sie nicht aufsuchen. Ich könnte allerdings diese Sendung einer der mich umgebenden Personen anvertrauen; ich will aber Niemand mehr in mein Vertrauen ziehen. Sie haben das Verrrauen von X., sie besitzen das meinige, Sie sind mit Einem Wort der Mann, den ich wünsche. Ihre Rückkehr hat allerdings Bedenklichkeiten; sie sind aber nichts gegen den Preis der Vortheile. Alles, was wir von den Bourbonen, von Frankreich und von mir gesprochen haben, ist nichts als ein Haufen leerer Worte, und mit Worten wird kein Thron umgeworfen. Zum Gelingen meiner Unternehmung muß ich Gehülfen haben, und die Patrioten müssen sich entschließen, die Bourbonen auf der einen Seite zu fassen, während ich sie auf der andern beschäftige. Man muß endlich wissen, daß man auf mich zählen kann; man muß wissen, daß ich entschlossen bin, Alles zu opfern, und jede Gefahr zur Rettung Frankreichs zu bestehen. — Der Kaiser hielt einen Augenblick still, fasste mich ins Auge, und dachte wahrscheinlich, daß ich unter die Menschen gehöre, welche nur aus dem Grunde Widerstand zum Gehorchen leisten, um ihre Dienste etwas theurer zu verkaufen; er sagte daher zu mir: da man auf der Reise im=

mer Geld braucht, so werde ich Ihnen tausend Louisd'or auszahlen lassen. Reisen Sie ab. — Tausend Louisd'or! antwortete ich unwillig: Sire, ich muß E. M., wie jener Soldat seinem General, antworten: Man treibt dergleichen Geschäfte nicht für Geld. — Der Kaiser: Dieß ist recht schön; ich liebe einen solchen Stolz. — Ich habe keinen Stolz, Sire, ich habe ein Herz, und wenn ich dächte, daß E. M. glauben könnten, ich hätte Ihre Sache blos wegen des Gelds ergriffen, so würde ich Sie bitten, nicht mehr auf meine Dienste zu zählen. — Wenn ich dieß geglaubt hätte, sagte mir Napoleon, so würde ich Ihnen mein Vertrauen nicht geschenkt haben. Niemals hat noch Jemand einen ehrenvollern und auffallendern Beweis davon erhalten, als Sie, indem ich mich auf Ihr bloßes Wort zu der Abreise von der Insel Elba entschließe, und Ihnen den Auftrag ertheile, Frankreich meine nahe Ankunft zu verkündigen. Doch lassen Sie uns davon schweigen; und sagen Sie mir, ob Sie sich noch Alles, was ich Ihnen gesagt habe, gut erinnern? — Ich habe nicht ein Wort von E. M. verloren, sie sind alle in mein Gedächtniß eingegraben. — In diesem Fall habe ich Ihnen nur noch glückliche Reise zu wünschen. Ich habe Alles zu Ihrer Abreise vorbereiten lassen. Diesen Abend um 9 Uhr werden Sie einen Führer und Pferde bey dem Stadtthor antreffen. Man wird Sie nach Porto Longone bringen. Der Kommandant hat den Befehl erhalten, Ihnen die nöthigen Gesundheitspässe auszuliefern. Er weiß nichts von Allem, und Sie sagen ihm gar nichts. Um Mitternacht wird eine Felouke abgehen, die Sie nach Neapel bringen wird. Ich bedaure, Sie durch das Geldanerbieten beleidigt zu haben, ich glaubte, Sie bedürften es. Leben Sie wohl, mein Herr, benehmen Sie sich klug; wir werden uns, wie ich hoffe, bald wiedersehen, und ich werde die Dienste, die Sie mir und dem Vaterlande geleistet haben, auf eine Ihrer würdige Weise erkennen.

Kaum war ich in die Stadt hinunter gegangen, so ließ er mich zurückrufen. Es ist mir beygefallen, sagte er zu mir, daß es für mich wichtig ist, die Korps, welche in der achten und zehnten Militärdivision liegen, und den Namen der sie kommandirenden Offiziere zu wissen. Sie werden Ihre Briefe dreyfach an mich ausstellen, einen über Genua, den andern über Livorno, und den dritten über Civita Vecchia. Sie werden Acht haben, den Namen deutlich zu schreiben, wie hier; (er zeigte mir eine Schrift mit dem Namen eines Bewohners der Insel). Sie werden Ihre Briefe wie Handelsbriefe zusammenlegen. Damit man bey unvorhergesehenen Fällen das Geheimniß unseres Briefwechsels nicht ergründen kann, so werden Sie Ihre Nachrichten in das Gewand von Handelsgeschäften einkleiden, und die gewöhnliche Schreibart der Kaufleute nachahmen. Gesezt z. B., daß auf dem Wege von Chambery nach Lyon über Grenoble fünf Regimenter lägen, so werden Sie mir melden; ich habe auf der Reise die fünf Kaufleute, die Sie mir bezeichnet haben, gesprochen; ihre Anerbietungen sind noch immer die gleichen; Ihr Kredit nimmt immer zu; Ihr Geschäft wird gut seyn. . . . . Verstehen Sie mich? — Ja, Sire, wie soll ich aber E. M. die Namen der Obersten und der Generale angeben? — Entstellen Sie die Namen; nichts ist leichter; es gibt keinen einzigen General und keinen einzigen Obersten, den ich nicht kenne, und ich werde mich schnell wieder mit den Namen zurecht finden. — Aber, Sire, meine Namen werden vielleicht so sonderbar ausfallen, daß man auf der Post bemerken könnte, daß dieß absichtlich entstellte Namen wären. — Glauben Sie denn, daß sich die Post damit abgibt, alle Handelsbriefe zu lesen? Dazu würde ihr die Zeit fehlen; ich habe geheimen Briefwechsel unter der Maske der Bank zu entziffern gesucht, es gelang mir aber niemals; es ist mit der Post, wie mit der Polizey; man fängt nur die Dummköpfe. Indessen, wissen Sie vielleicht ein anderes Mittel?

Nach einigem Nachdenken sagte ich zu dem Kaiser: vielleicht wäre folgendes Mittel gut. — Haben E. M. den kaiserlichen Almanach? — Allerdings. — Wohlan, Sire, darin sind die General-Offiziere und Obersten der Armee aufgeführt. Gesezt nun, das in Chambery liegende Regiment sey von dem Obersten Paul befehligt; so suche ich in dem Almanach, und finde, daß der Oberst Paul als der 47ste in dem Verzeichniß der Obersten angeführt ist, gesezt nun, das Wort Handel bezeichne uns Oberst oder General; so werde ich alsdann an E. M. schreiben: Ich habe in Chambery Ihren Korrespondenten gesprochen, er hat mir den Betrag Ihrer Rechnung No. 47. bezahlt. E. M. werden in Ihrem Almanach nachsehen, und den 47sten Obersten, der das Regiment zu Chambery befehligt, mit dem Namen Paul angeführt finden, u. s. w. Damit endlich E. M. unterscheiden können, wenn ich von einem Obersten, von einem General, von einem Marschall sprechen will, so werde ich diese durch einen, zwey, oder drey Punkte nach dem Anfangsbuchstaben der Nummer anzeigen. Der Oberst wird nur einen Punkt haben, N.; der General zwey, N..; u. s. w. — Ganz gut, sagte mir der Kaiser. Hier ist ein Almanach für Sie. Bertrand hat einen, den ich für mich nehmen werde. Der mir von dem Kaiser übergebene war sehr reich eingebunden, und hatte das kaiserliche Wappen. Ich riß die Decke ab. Während dieser Zeit ging der Kaiser auf und ab, und wiederholte lächelnd: dieß ist in der That trefflich, sie werden keine Ahnung haben. Als ich fertig war, sagte er zu mir, ein Gedanke führt den andern herbey, und ich frage Sie nun, wie Sie sich wol dabey benehmen werden, um mir irgend ein wichtiges unvorgesehenes Ereigniß zu melden; wenn z. B. irgend ein außerordentlicher Vorfall Ihnen von der Art zu seyn scheinen sollte, daß ich meine Landung beschleunigen oder verschieben möchte; ob die Bourbonen auf ihrer Huth sind; endlich, was weiß ich? Er schwieg und

fuhr dann fort: Ich sehe nur Ein Mittel, aus der Sache zu kommen. Mein Vertrauen auf Sie darf keine Gränzen haben; ich werde Ihnen einen Chiffre mittheilen, den ich mir zum Briefwechsel mit meiner Familie im Fall wichtiger Ereignisse verfertigen ließ; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie ihn mit der größten Sorgfalt aufbewahren; binden Sie ihn an Ihren Körper, und bey der geringsten Gefahr oder bey der leisesten Vermuthung, daß Sie ihn verlieren könnten, verbrennen, oder zerreißen Sie ihn. Mit diesem Chiffre können Sie mir Alles melden; ich will lieber, daß Sie sich desselben bedienen, als daß Sie zurückkommen, oder mir Jemand schicken. Man kann mir etwa einen chiffrirten Brief auffangen, zu dessen Enträthselung man 3 Monate gebrauchen dürfte, während das Auffangen eines Agenten Alles in einem Augenblick verderben könnte. — Er suchte nun seinen Chiffre, zeigte mir den Gebrauch, und übergab mir ihn mit der Anweisung, mich desselben nur in dem Fall zu bedienen, wenn andere Mittel unzureichend wären.

Ich glaube nicht, daß Sie in den Fall kommen können, vor meiner Abreise wieder hieher zu kommen, wenn nicht eine rasche Vereitlung unserer Plane Sie zwingt, hier eine Freystätte zu suchen; wir wollen aber hoffen, daß sich der Sieg für uns erklären wird: Er liebt Frankreich. . . . . Sie haben mir von der Sache von Excelmans nicht gesprochen; wenn mir zu meiner Zeit etwas dieser Art vorgekommen wäre, so würde ich mich für verloren gehalten haben; wenn einmal das Ansehen des Herrn verkannt ist, so ist Alles vorbey. Je mehr ich darüber nachdenke, sagte er, mit sehr lebhafter Aufwallung, um so mehr bin ich davon überzeugt, daß Frankreich für mich ist, und daß mich die Patrioten und das Heer mit offenen Armen empfangen werden. — Ja, Sire, ich schwöre es Ihnen bey meinem Leben, das Volk und die Armee werden sich in dem Augenblick, wo sie Ihre Stimme vernehmen und die Mützen Ihrer Grenadiere er-

blicken werden, für Sie erklären. — Wenn nur das Volk sich nicht vor meiner Ankunft Recht verschafft. Eine Volks-Revolution würde die Fremden in Unruhe versetzen; sie würden die Ansteckung durch das Beyspiel fürchten. — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—; sie würden es eher gestatten, daß ich meinen Thron selbst wieder fasse, als daß mich das Volk darauf sezt. Sie haben aus dem Grunde die Bourbonen wieder hergestellt, um die Nationen zu lehren, daß die Rechte der Souveraine heilig, und keiner Vorschrift unterworfen sind; sie haben eine Thorheit begangen. Sie würden der Legitimität einen größern Dienst geleistet haben, wenn sie meinen Sohn auf dem Throne gelassen hätten, statt Ludwig XVIII herzustellen. Meine Dynastie war von Frankreich und von Europa anerkannt; der Papst hatte sie geheiligt; man musste sie achten. Sie konnten durch den Mißbrauch des Siegs mir den Thron entziehen, es war aber ungerecht, gehässig und unpolitisch, den Sohn wegen der Fehler des Vaters zu bestrafen und ihn seines Erbtheils zu berauben. Ich war kein Usurpator, was sie auch dagegen anführen mögen, Niemand wird ihnen glauben. Die Engländer, die Italiener, die Deutschen sind heutzutage zu aufgeklärt, um sich durch alte Lehren, durch veraltete Ueberlieferungen verblenden zu lassen. Der von einer ganzen Nation ausgewählte Souverain wird immer auch in den Augen der Völker der legitime Beherrscher seyn. . . . Die Souveraine, welche nach achtungsvoller Absendung feyerlicher Gesandtschaften an mich; welche, nachdem sie mir eine Tochter von ihrem Geschlecht — — — — —; welche, nachdem sie mich ihren Bruder nannten; mich nachher mit dem Ausdruck des Usurpators bezeichneten, haben sich selbst in das Gesicht geschlagen, indem sie mich ansp . . . . wollten. Sie haben die Majestät der Könige herabgewürdigt — —
— — — —. Was will denn auch der Name Kaiser

sagen? Er ist ein Wort wie jedes andere. Hätte ich keine andern Ansprüche mich bey der Nachwelt vorzustellen, so würde sie mir ins Gesicht lachen. Meine Institutionen, meine Wohlthaten, meine Siege, dieß sind meine wahren Ansprüche zum Ruhm. Mag man mich den Korsen, den Korporal, den Usurpator nennen, mir ist es gleichgültig .... ich werde nichts desto weniger der Gegenstand des Erstaunens und vielleicht der Bewunderung der künftigen Jahrhunderte seyn. Mein Name, so neu er auch ist, wird von Zeitalter auf Zeitalter fortleben, während der Name aller jener Könige vom Vater auf den Sohn übergehen und vergessen seyn wird, noch ehe die Würmer Zeit hatten, ihre Leichname zu verdauen. Der Kaiser war einige Augenblicke still, und fing dann wieder an: Ich vergesse, daß unsere Augenblicke kostbar sind, ich will Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl, mein Herr, umarmen Sie mich, und reisen Sie glücklich; meine Gedanken und meine Wünsche werden Ihnen folgen.

Zwey Stunden darauf war ich schon auf der See.

Der Kaiser, seine Gespräche, seine Mittheilungen, seine Plane beschäftigten meine ganze Aufmerksamkeit, alle meine Seelenkräfte, und hatten mir weder Zeit noch Möglichkeit gelassen, mich mit mir selbst zu unterhalten. Erst auf der offenen See kehrten meine Gedanken auf die außerordentliche Rolle zurück, die mir das Schicksal zugetheilt hatte; ich fühlte mich stolz dabey; ich dankte dem Geschicke, mich zum Werkzeuge seiner undurchdringlichen Beschlüsse gewählt zu haben. Noch niemals war vielleicht ein Mensch in eine so umfassend wichtige Lage versezt worden; ich war der Schiedsrichter des Geschicks des Kaisers und der Bourbonen, Frankreichs und Europas; mit einem Worte konnte ich Napoleon ins Verderben stürzen; mit einem Worte konnte ich Ludwig retten; aber Ludwig galt mir nichts; ich sah in ihm blos einen Fürsten, der durch fremde noch von dem Blute der Fran-

zosen befleckte Hände auf den Thron versezt worden war; ich sah in Napoleon den Souverain, den Frankreich mit freyem Willen zum Preis von 20 Jahren von Anstrengungen und von Ruhm gekrönt hatte; das Gemälde des Unglücks, das durch das Unternehmen Napoleons für ihn und für Frankreich erwachsen könnte, stellte sich meiner Einbildungskraft nicht dar. Ich war überzeugt, daß die Fremden, mit Ausnahme der Engländer, neutral bleiben; und daß die Franzosen den Kaiser als einen Befreyer und als einen Vater empfangen würden. Ich war sehr weit davon entfernt, mich den Bourbonen gegenüber als Staatsverräther und Verschwörer zu betrachten. Seitdem ich Napoleon den Eid der Treue geleistet hatte, betrachtete ich ihn als meinen legitimen Beherrscher, und ich wünschte mir zu dem Berufe Glück, durch sein Zutrauen, mich mit ihm vereinigen zu dürfen, Frankreich die Freyheit, die Macht und den Ruhm, den man ihm ungerechterweise geraubt hatte, wieder zu verschaffen. Ich freute mich zum Voraus auf die öffentliche Anerkennung, die meinem Muthe, meiner Ergebenheit, meiner Vaterlandsliebe nach gelungenem Erfolg zu Theil werden würde; ich überließ mich endlich mit Entzücken und mit Begeisterung allen großmüthigen Gedanken und Entschlüssen, welche Liebe zum Ruhm und zum Vaterlande einflößen können.

Meine Unterhaltungen mit dem Kaiser waren meinem Gedächtniß eingeprägt geblieben. Ich benüzte indessen, aus Furcht sie zu entstellen, oder einige Theile auszulassen, die Zeit der Ueberfahrt, um mir seine eigenen Worte zurückzurufen, und seine Fragen und meine Antworten zu ordnen; ich lernte alsdann alles auswendig, wie ein Schüler seine Aufgabe, um Hrn. X. versichern zu können, daß ich ihm treu, und Wort für Wort, Alles, was mir der Kaiser gesagt und befohlen hatte, überbringe.

Bey dem günstigen und schönen Wetter kam ich schnell nach Neapel. Ich begab mich sogleich zu Hrn.***, der eine

Menge

Menge unbescheidener Fragen an mich stellte, welche ich durch unbedeutende Antworten erwiederte. Er dachte ohne Zweifel, daß ich nicht mehr wisse, und legte mir meine Vorsicht nicht übel aus. Nachdem die ersten Gespräche vorüber waren, so bat ich ihn, mir meinen Reisepaß wieder zurückzustellen, was er auch sogleich besorgte. Dieß war ein Neapolitanischer Reise-Paß. Einen solchen kann ich nicht gebrauchen, bemerkte ich ihm, ich brauche einen französischen Reise-Paß. — Ich habe keinen. — Der Kaiser hat mir gesagt, daß Sie mir einen verschaffen würden. — So ist der Kaiser, er hält Alles für möglich. Wo soll ich einen hernehmen? Es ist schon sehr viel, daß ich Ihnen einen Reise-Paß als Neapolitanischer Unterthan gebe. Man weiß schon, daß wir in Verbindungen mit der Insel Elba stehen; wenn man entdecken sollte, daß Sie im Dienste Napoleons sind, und daß Sie auf seinen Befehl mit Hülfe des Königs nach Frankreich zurückkehren, so würde ganz Europa darüber schreyen, und der König wäre bloßgestellt. Warum bleibt der Kaiser nicht ruhig? Er wird sich ins Verderben stürzen, und uns Alle in seinen Fall hineinziehen. — Es ist nicht meine Sache, das Betragen S. M. zu untersuchen, und noch weniger es zu tadeln. Ich bin in seinen Diensten, und meine Pflicht befiehlt mir, ihm zu gehorchen. Ich habe einen französischen Reise-Paß nöthig, können Sie mir einen verschaffen oder nicht? — Dieß ist mir unmöglich, ich wiederhole es Ihnen. Ich gehe bereits darin zu weit, daß ich Sie als einen Neapolitanischen Unterthanen behandle. — In diesem Fall kehre ich nach Porto Ferrajo zurück. Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß der Kaiser einen Werth darauf sezte, daß ich nach Frankreich reise, und daß er ohne Zweifel über Sie und über den König sehr unzufrieden seyn wird. — Er würde Unrecht haben; der König thut und wird alles Mögliche für ihn thun. Aber der Kaiser muß von seiner Seite auch überlegen, was die kritische Lage des Königs ihm zu thun gestattet, oder ver-

bietet. Warum wollen Sie aber den Reisepaß, den ich Ihnen anbiete, nicht? — Weil ich die italienische Sprache nicht verstehe, und mich daher Ihr Reisepaß verdächtiger, als der meinige machen würde. — Warum versuchen Sie es nicht, bis nach Rom zu reisen? Sie werden dort die Familie des Kaisers antreffen; Ludwig XVIII hat dort eine Gesandtschaft; und vielleicht wird man Ihnen dort mit Hülfe des Geldes einen Reise-Paß verschaffen. — Sie helfen mir hier auf einen trefflichen Einfall. Ich werde abreisen, benachrichtigen Sie den Kaiser von den Hindernissen, die ich erfahren habe, damit er einen andern Abgeordneten, wenn er es für nöthig hält, absendet."

Wenn der Geist in immerwährender Beschäftigung, und unter dem Zuströmen neuer Empfindungen sich befindet, so hat man keine Zeit zum Voraus zu überlegen. Ich war daher nach Rom mit dem herrschenden Gedanken abgereist, die Familie des Kaisers zu sehen, und sie zu bitten, mir aus der Verlegenheit zu helfen. Als ich mich aber dort einführen lassen wollte, so fiel mir ein, daß der Kaiser, der wohl wusste, daß ich durch Rom reisen würde, mir keinen Befehl dazu ertheilt hatte; ich schloß daraus, daß er seine Gründe dazu haben müsse; ich entschloß mich daher, meine Reise fortzusetzen. Ich kam ohne Hinderniß von Neapel nach Rom; ich werde, sagte ich zu mir selbst, eben so ungehindert von Rom nach Mailand gelangen; dort werde ich meinen Freund und seinen Deutschen wieder antreffen; ich werde dort zum zweytenmal meinen französischen Reisepaß ordnen lassen, und das Glück wird für das übrige sorgen.

Ich stellte mich kühn bey der Polizey in Rom vor, um meinen Elbaner Reisepaß nach Mailand visiren zu lassen. Man brachte mich zu Sr. Eminenz, dem General-Direktor, der, wenn ich nicht irre, unter der kaiserlichen Regierung in Vincennes festgesezt worden war.

Er empfieng mich auf eine rauhe Art und wollte mich überreden, mich bey der französischen Gesandtschaft zu melden. Der König von Frankreich ist nicht mehr mein Beherrscher, antwortete ich mit Festigkeit, ich bin Unterthan des Kaisers Napoleon. Die verbündeten Mächte haben ihn als Souverain der Insel Elba ausgerufen, und anerkannt; er regiert daher in Porto Ferrajo, so gut wie der Papst in Rom, Georg zu London, und Ludwig XVIII. zu Paris. Der Kaiser und Seine Heiligkeit leben in gutem Einverständniß; die Unterthanen und die Schiffe des römischen Staats werden auf der Insel Elba gut aufgenommen, und man ist den Elbanern so lange gleiche Hülfe und gleichen Schutz schuldig, als der heilige Vater mit Napoleon nicht gebrochen hat.

Diese Betrachtungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und Se. Eminenz befahl murrend, daß man meiner Bitte Genüge leiste. — Was wollen sie in Mailand thun? fragte er mich (wenn ich nicht irre, zwischen den Zähnen fluchend.) — Ich habe dort einige Geschäfte und Anordnungen in Betreff von Dotationen, die wir auf den Mont Napoleon besaßen. Meine Antwort schien ihn, wie mich, zu befriedigen. Ich schrieb durch den Neapolitanischen Konsul an Hrn. ***, und bat ihn, meinen neuen Reiseweg nach Elba wissen zu lassen.

Ich sezte meine Reise fort. Mein Reisepaß hatte das kaiserliche Wappen. Der Name Napoleons und seine Eigenschaft als Kaiser waren mit großen Schriftzügen darauf geschrieben. Niemals hatte noch vor mir irgend ein Franzose von der Insel Italien durchreisen können, oder dürfen. Welche Gelegenheit zur Erweckung der Neugierde und Spannung der Aufmerksamkeit! Ich wurde mit Fragen über Porto Ferrajo, und seinen erlauchten Souverain überhäuft. Ich antwortete ungefähr das darauf, was man wünschte; während man sich mit dem Kaiser beschäftigte, dachte man nicht an mich, und dieß wünschte ich gerade. Ich suchte zur Umgehung gefährlicher Ausforscher durch die Städte bey der Nacht

zu reisen, und niemals anzuhalten. Endlich kam ich, Dank sey es meiner Sorgfalt und meinem Glück, gesund und wohl in Mailand an; ich fand dort meinen Freund und seinen Obersten wieder, wo sich Alles aufs Beste fügte.

Ich reiste in aller Eil nach Turin. Bey meiner Ankunft auf dem *** Platz bemerkte ich zahlreiche Haufen, die sehr lebhaft mit einander sprachen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß man sich von Napoleon und von seiner Entweichung von der Insel Elba unterhalte! Diese Nachricht, die man gerade erhalten hatte, erregte in mir anfangs den größten Verdruß; ich beschuldigte den Kaiser der Falschheit, ich machte ihm den Vorwurf, mich mißbraucht, getäuscht, aufgeopfert zu haben.

Diese Empfindung verlor sich aber bald, und ich sah nun das Betragen des Kaisers unter einem andern Gesichtspunkt. Ich erwog, daß ihn unvorhergesehene Ereignisse zu der schnellen Einschiffung bewogen haben konnten; ich schämte mich meines Verdachts und meines Verdrusses; und dachte nun nur darauf, seiner Spur aufs eiligste zu folgen. Schon war aber der Befehl zur Unterbrechung der Kommunikation ertheilt worden. Ich blieb 8 Tage, die mir 8 Jahrhunderte wurden, bis ich endlich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhalten konnte. Ich kam am 25. März in Paris an; am 26sten wurde ich dem Kaiser durch Hrn. X. vorgestellt. Er umarmte mich, und sagte mir: Ich wünsche, daß Sie Alles was auf der Insel Elba vorgefallen ist, vergessen, X. und Sie; ich allein, ich werde es nicht vergessen; zählen Sie bey jeder Gelegenheit auf meine Achtung und auf meinen Schutz *).

---

*) Diese Mittheilung beweist klar, daß die Revolution vom 20. März nicht die Wirkung einer Verschwörung, sondern das unerhörte Werk von zwey Menschen und einigen Worten gewesen ist.

Hier endigt der Bericht des Hrn. Z.

Dieser Offizier hatte kaum die Insel Elba verlassen, als der Kaiser (und diese Angaben habe ich aus dem Munde S. M.) die durch die Zurücksendung Zs. auf das Festland begangene Unvorsichtigkeit erkannte und beklagte. Er kannte zwar den Charakter und die Festigkeit dieses treuen Dieners zu sehr, um wegen seiner im Geringsten unruhig zu seyn; er war davon überzeugt (dieß sind seine eigenen Ausdrücke) daß er sich lieber in Stücke zerhauen lassen, als irgend etwas entdecken würde; er fürchtete aber, daß die Erkundigungen, die er ihm auf dem Wege einzuziehen befohlen hatte; die Briefe, die er ihm schreiben würde, oder die Zusam-

---

Die Theilnahme des Hrn. Z. an der Rückkehr Napoleon's wird ihm vielleicht die Verwünschungen solcher Menschen zuziehen, welche die Ereignisse nur nach ihren Resultaten beurtheitheilen. Sollte dieser Vorwurf gegründet seyn? Sind die Menschen für die Launen des Schicksals verantwortlich? Muß man nicht vielmehr dem Glück, als Herrn Z. die traurige Wendung jener Revolution zuschreiben, die unter so günstigen Vorbedeutungen begonnen hatte?

Glücklicher als Napoleon, wurde Hr. Z. bey Mont St. Jean in dem Augenblick getödet, wo unsere Truppen unter dem Jauchzen des Heers vordrangen. Er konnte seinen lezten Seufzer auf den Fahnen aushauchen, welche die Sieger von Ligny den Engländern abgenommen hatten, und weit entfernt von dem Gedanken, daß seine Reise nach der Insel Elba vielleicht einst seinem Andenken zum Vorwurf gereichen könnte, musste er mit dem Bewusstseyn sterben, daß der Sieg unser Geschick unwiderruflich bestimmt habe, und daß sein Name, den Franzosen theuer, von dem Helden, den er ihnen zurückgebracht hatte, geschäzt, von Frankreich, das dadurch wieder zur großen Nation wurde, auf immer dem Danke geweiht werden würde.

Ich will seinem Manen diese tröstliche Täuschung nicht zum voraus rauben; ich will ihnen nicht erzählen, daß .... Nein! es wird noch immer Zeit seyn, ihre Ruhe zu stören, und ich will den Angriff erwarten, ehe ich die Vertheidigung beginne. (Anmerkung des Verf. der Memoiren.)

menkünfte, die er in Paris mit Hrn. X. und seinen Freunden halten würde, den Verdacht der Polizey aufregen, und die Bourbonen veranlassen möchten, Schiffe auslaufen zu lassen, wodurch jede Entweichung von der Insel Elba, und jede Landung an der Küste von Frankreich vereitelt werden könnte.

Der Kaiser sah daher ein, daß es nur ein Mittel gebe, dieser Gefahr zu entgehen, nämlich sogleich abzureisen. —

III.

Prozeß der Königin von England.

London, September.

Ich benutze den Stillstand, welcher, durch die Vertagung des Oberhauses in dem Unheilschwangeren Prozesse der Königin von England, entstanden, um Ihnen, meinem Versprechen gemäß, eine gedrängte Ansicht von demselben und den damit verknüpften Begebenheiten zu liefern. Zur Verständniß des Ganzen ist es aber nöthig, daß wir einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit werfen. Ungeachtet der zweymaligen Freysprechung der Königin von den schändlichen Beschuldigungen, denen man sie, als sie noch Prinzessin von Wales war, unterworfen, schienen doch ihr Gatte und dessen Mutter, die verstorbene Königin, nebst einigen andern Mitgliedern der Familie, sich nicht von ihrer Unschuld überzeugen zu wollen. Und sobald der edle alte Monarch, der sich immer als ein Vater und Beschützer erwiesen, mit Geistes und körperlicher Blindheit geschlagen, die Zügel der Regierung hatte aufgeben müssen, fingen die Verfolgungen der unglücklichen Prinzessin aufs Neue an: man untersagte ihr den Hof, entzog ihr die Gesellschaft ihrer einzigen geliebten Tochter, die Frucht einer Ehe, in der sie nichts als Bit-

terkeit gefunden hatte, und häufte eine solche Menge Beleidigungen und Kränkungen auf sie, denen jede andere als die Tochter eines Ferdinands und die Schwester eines Wilhelm von Braunschweig hätte unterliegen müssen. Aber sie widerstand ihnen mit einer Festigkeit, ja selbst einem Trotze, der ihre Feinde in Erstaunen sezte; und sie würde endlich über alle Kabalen und niedrigen Intriguen gesiegt haben, hätte sie nicht den Boden verlassen, auf welchem allein ihr Fuß sicher stand, und wo allein sie mit Vortheil gegen die Ueberlegenheit ihrer Gegner hätte zu kämpfen vermogt. Aber müde des ewigen Widerstandes, zu dem man sie zwang, und besonders um ihrer Tochter, die, um jedes Zusammentreffen mit der Mutter zu vermeiden, wie eine Gefangene behandelt wurde, ihre Freyheit wiederzugeben, ließ sie sich den Rath derer gefallen, die, jezt am Staatsruder sitzend sie verfolgen, sich damals für ihre Freunde ausgaben, und begab sich, gegen den Wunsch des Hrn. Whitbread und der ganzen Oppositionsparthey, sobald der Friede die Gelegenheit dazu bot, im Jahr 1814, aus England hinweg auf das Festland. — Glücklich für sie und das ganze Land würde es gewesen seyn, hätte sie sich entschließen können, in der sittlichen und friedlichen Stille irgend einer deutschen Stadt, umgeben von englischen Herrn und Damen von unbescholtenem Charakter, zu leben, bis glücklichere Umstände ihre Rückkehr nach der Heimath begünstigt haben würden! — —

Aber sie that es nicht. Von ihrem stolzen Geiste angetrieben, der, sie über die Schüchternheit ihres Geschlechts emporhebend, ihr nie die furchtsame Frage an sich zu thun erlaubte: „was werden meine Feinde, was wird die Welt dazu sagen?" und wodurch sie seit 25 Jahren der Verläumdung so viele Blößen gegeben, ging sie nach dem schüpfrigen, sittlich verrufenen Italien, und gab durch diesen Schritt allein schon Gelegenheit zum Verdachte, die ihre

Feinde, wie die Folge deutlich zeigt, nicht unbenuzt hingehen liessen. Es ist gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß von nun an, und vielleicht schon in Deutschland, alle ihre Bewegungen, jeder Schritt, jede Geberde an ihr, sie mogte seyn wo sie wollte, in Europa, Asien oder Afrika, auf dem Wasser oder Lande, in Gasthöfen, Pallästen oder Privatwohnungen, im Speise- oder Schlafzimmer, in Küche oder Garten, bewacht, und wo solche nur im geringsten verdächtig, mit allem Schmuck einer südlichen Phantasie bereichert, nicht nur höheren Ortes berichtet, sondern auch mit einer Sorgfalt im Publikum verbreitet wurden, in der man das Planmäßige und Systematische kaum verkennen kann. Der Tod ihrer vortrefflichen Tochter aber, deren Daseyn ihr bisher noch einigermaßen zum Schutz gereicht, riß alle Schranken nieder. In aller Stille ward jezt eine Kommission nach Italien gesandt, die in Gemeinschaft mit allen britischen diplomatischen Personen an den fremden Höfen, alle verbreitete Gerüchte gegen die erlauchte Person, mit großem Aufwand sammeln, und Zeugen zur Bestätigung derselben aufbringen musste, sie mochten kosten was sie wollten; ja selbst fremde Höfe wurden zu diesem edlen Geschäfte gewonnen, welches um so unverkennbarer ist, da man an einigen Orten den Zeugen mit Zwangsmittel gedrohet, wenn sie nicht gutwillig nach England gehen würden, und selbst die Gesandten von einigen derselben in dieser Zeugenjagd eine Rolle zu spielen scheinen.

Ob aber gleich unsere Regierung schon seit mehreren Jahren im Besitz aller der Thatsachen gewesen ist, die sie jezt erst vor's Parlament gelegt, so schwieg doch bis zum Tode des alten Königs alle Anklage, und man begnügte sich damit, daß man die Prinzessin, wo sich nur immer die Gelegenheit dazu anbot, durch unsere Gesandten mißhandeln ließ; denn hätte der Prinz von Wales eine Scheidung begehrt, so hätte er in eigener Person als Kläger erscheinen

müssen, welches man gewisser unleugbarer Umstände wegen nicht für rathsam hielt; als König aber musste die Nation seine Ehre, als die Ehre der Krone in Schutz nehmen, und, so zu sagen selbst Klägerin werden. Kaum hatte daher des alten Monarchen Gesundheit zu wanken angefangen, so daß seine baldige Auflösung der Regierung wenigstens, die mehr davon wissen musste als man hatte bekannt werden lassen, nicht mehr zweifelhaft blieb, als auch schon die Maschine in Bewegung gesezt wurde. Die beyden Hauptzeugen Sacchi und Mlle. Dumont wurden nach England geschickt, Majocchi in Wien aufbewahrt, u. s. w.

Am 29. Febr. dieses Jahrs starb der König. Gleich darauf geschah der erste Angriff auf die nunmehrige Königin damit, daß man in der veränderten Gebetsformel ihren Namen ausließ. Dieser entscheidende Schritt, so wie der Umstand, daß unsere Gesandten sie an keinem Hofe als die Königin von England einführen wollten, und sie nur die Prinzessin von Braunschweig nannten, wodurch ihr selbst der Charakter als Gattin verweigert wurde, ließ sie allenthalben als eine von ihrem Hofe verworfene Person betrachten; und die geringen Ehrenbezeugungen, die man ihr vorher noch an einigen Orten hatte widerfahren lassen, wurden jezt verweigert; wohin sie sich wandte, begegneten ihr eine verachtende Kälte, oder gar geflissentliche Beleidigungen. So, daß, wollte sie sich nicht selbst für die Verworfene bekennen, für die sie ihr Hof gern erkannt haben mochte, sie sich unverzüglich entschließen musste, nach England zurückzukehren.

Am 17. Mai kamen Briefe von ihr an, die dieses als ihren unabänderlichen Entschluß erklärten. Viele, die schon längst gegen sie eingenommen waren, wollten dieß nicht glauben, und es wurden bedeutende Wetten für und gegen ihr Kommen gelegt, worunter Alderman Wood eine von 10,000 Pfund gewonnen haben soll. Schon früher indessen war das Publikum im Betragen der Regierung irre geworden.

Denn die Minister, die in den ersten Wochen nie anders von der Königin im Parlament sprachen, als von einer „hohen Person", „einem ausgezeichneten Individuum" u. s. w., fingen auf einmal an, sie „die Königin" und „Ihre Majestät" zu nennen; und ihr Rang wurde noch deutlicher dadurch anerkannt, daß der Großkanzler die HH. Brougham und Denman, welche die Königin zu ihren General-Prokurator und General-Advokaten ernannt hatte, als solche anerkannte, und den gewöhnlichen Eid von ihnen empfing.

Noch immer aber blieb man über die Rückkehr der Königin im Zweifel: Sie werde es nicht wagen, behaupteten die ministeriellen Blätter, denn sie wisse nur zu gut, welch ein Empfang ihr hier drohe; die Oppositions Zeitungen sagten dagegen, kommen werde und müsse sie, sie die unschuldig Verfolgte, um ihren Ruf zu reinigen, und ihre Feinde zu beschämen — und so fing der Parteygeist sich allmählig zu regen an. Ich will Sie nicht mit der Wiederholung der Gerüchte ermüden, die sich in dieser Periode wie Blitze durchkreuzten, und fahre in der Erzählung fort. Alderman Wood, dem der Versuch, den berüchtigten Edwards zur verdienten Strafe zu ziehen, eben fehlgeschlagen war, war der einzige, der sich entschloß, der Königin entgegen zu gehen (sein Sohn war schon seit einiger Zeit als Privat-Sekretär in ihren Diensten, und er längst mit ihr in Korrespondenz gewesen); und am 21. Mai traf er in Calais mit der Lady Anna Hamilton, Schwester des Lord Archibald, die früher schon in den Diensten der Königin gewesen war, sie aber im Anfang ihrer Reise verlassen hatte, zusammen, und fuhr in ihrer Gesellschaft ihrer Gebieterin entgegen. Sie begegneten ihr in Montabard am 28sten. Paris vermeidend, wo ihr nichts als Unannehmlichkeiten droheten, begab sich die Fürstin, begleitet von ihren Freunden von Melun über Abbeville nach St. Omer, wohin sie ihren General-Prokurator, Hrn. Brougham, schon beschieden hatte, und wo sie am

31sten eintraf. Sie hatte die Regierung mit ihrer Rückkehr bekannt gemacht, und von Lord Melville eine Jacht zur Ueberfahrt, und von Lord Liverpool eine anständige Wohnung verlangt. Von ersterem erhielt sie eine ausweichende Antwort, und von lezterem gar keine. Ihre Rückkehr war es, die man am meisten zu fürchten schien; und deßwegen that man alles Mögliche, um solche zu verhindern. Am 3. Juni kam Hrn. Brougham bey ihr an. In seiner Gesellschaft befand sich Lord Hutchinson, der, wie er erklärte, sich als Freund beyder Theile, zum Vermittler aufgeworfen hatte. Man kennt die Vorschläge, die er seiner Königin zu machen wagte, und deren Erfolg: Für einen Jahrgehalt von 50,000 Pfund sollte sie auf ewig ihrem Range und Vaterlande und als natürliche Folge, ihrer Ehre, entsagen. Aber sie schickte Vassali, Bergami und dessen Tochter Victorine nach Italien zurück, warf sich, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Hrn. Brougham davon zu benachrichtigen, mit Ald. Wood und Lady L. in den Wagen, fuhr schnell nach Calais, schiffte sich noch an demselben Abend (den 4ten) in dem Packetboot, Prinz Leopold, welches gerade im Hafen lag, ein, und landete am 5ten Mittags in Dover. Der dortige Kommandant, welcher keine Befehle zum Gegentheil erhalten hatte, empfing sie mit einer königlichen Salve; und der Jubel der dortigen Einwohner, die sie sogleich durch eine feyerliche Adresse bewillkommten, war gränzenlos. Derselbe Empfang wartete ihrer in Canterbury, wo sie die Nacht zubrachte. In jedem Dorfe oder Stadt spannte man die Pferde aus, und zog sie im Triumphe. Und so kam sie am folgenden Abend, unter dem freudigen Zuruf einer zahllosen Volksmenge in London an, wo sie in dem Hause des Ald. Wood in South-Audley Straße ihre Wohnung nahm.

Die Regierung, welche in diesem triumphirenden Empfange nichts anders als den Wahnsinn eines trunkenen Pöbels erkennen zu wollen schien, beharrte indessen auf ihrem

einmal gefaßten Entschluß; und statt die Königin gebührend zu bewillkommen, statt ihr eine Ehrenwache anzubieten, erschienen die Minister in dem Augenblick ihres Einzuges in London, in beyden Parlamentshäusern mit der bekannten königlichen Botschaft, begleitet von den noch bekannteren grünen Säcken; für deren Untersuchung sie um die unverzügliche Ernennung eines geheimen Ausschußes anhielten. Die Lords fanden sich sogleich bereitwillig, und bestimmten, daß der Ausschuß am folgenden Dienstag mit seinen Arbeiten anfangen solle. Das Unterhaus verschob seine Debatten darüber auf den folgenden Abend.

Am 7ten erhielt das Unterhaus eine Botschaft von der Königin, worin sie um eine öffentliche und freye Untersuchung ihres Betragens anhielt. Die Opposition machte den Ministern Vorwürfe darüber, daß sie, während sie die Königin für schuldig hielten, ihr 50,000 Pfund angeboten hätten, wenn sie nur nicht nach England kommen wollte, welches nichts anderes wäre, als dem Laster Vorschub leisten, und die Schande der brittischen Nation fremden Völkern bloßstellen. Diese aber behaupteten, ihr ganzes Bestreben sey nur dahin gegangen, der Nation eine ekelhafte Untersuchung zu ersparen, welches die Königin durch ihre Rückkehr selbst vereitelt hätte. Denn entweder müssten sie jezt dem Könige rathen, sie, ohne weiteres, in ihre volle Würde einzusetzen, welches sie doch, in Ansehung der Zeugnisse ihres Betragens, welche sie in Händen hielten, unmöglich könnten — ja, sie wollten lieber den Augenblick ihre Stellen aufgeben, als daß sie einen für die Krone, so wie für die Nation gleich schimpflichen Schritt anrathen sollten; — oder man müsse so verfahren, wie sie es vorgeschlagen — es gäbe keinen Mittelweg. Hr. Wilberforce aber, der es sonst immer mit dem Ministerium hält, meinte, es gäbe doch noch einen solchen, und hielt dafür, die Minister sollten noch einmal den Weg des Vergleiches versuchen; zu welchem Ende er eine Verta-

gung bis zum künftigen Freytag vorschlug, welcher Vorschlag auch angenommen wurde. — Zwey Tage gingen vorüber, und von Seiten des Ministeriums geschah nichts zu einem Vergleich; es wartete auf das Anerbieten der Königin. Dieses kam am Freytag: sie sey bereit, erklärte sie, jeden Vorschlag zum Vergleich anzuhören, den ihr die Regierung zu machen geneigt wäre. — Neue Vertagung im Unterhause bis zum 12ten. — An diesem Tage erklärten die Minister in beyden Häusern, daß gewisse Unterhandlungen mit der Königin im Gange seyen; worauf das Oberhaus die Sitzung seines Ausschusses bis auf den 17ten, und das Unterhaus die Ernennung des seinigen bis auf den 16ten verschob. — Indessen stimmte der Londoner Gemeinde-Rath (Common Council) am 14ten eine Adresse an die Königin, worin er sich sehr stark gegen das Verfahren der Regierung gegen sie ausdrückte, und welche am 16ten übergeben wurde. — Neue Vertagung im Ober- und Unterhaus. — Am 19ten verkündigten die Minister in beyden, daß die Unterhandlungen, worin der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh von Seiten der Regierung, und die HH. Brougham und Denman von Seiten der Königin erschienen, fehlgeschlagen, und legten die deßfalls gehaltenen Protokolle vor dieselben. Aus diesen erhellte nun zwar, daß sich die Regierung, der Königin eine Fregatte zu geben, um sie ins Mittelmeer zu bringen, und an irgend einem italienischen Hofe, den sie wählen dürfte, als Königin anzukündigen geneigt gezeigt hatte; von der Einrückung ihres Namens ins Kirchengebet aber durchaus nichts hatte hören wollen. Darauf aber, oder wenigstens auf etwas, daß diesem gleich käme, z. B. ihre Anerkennnng von Seiten aller brittischen Gesandten auf dem Kontinent, bestand sie aber; und so hatte sich die Unterhandlung zerschlagen. — Am 21sten machte Hr. Wilberforce hierauf seinen Vorschlag zu einer Adresse an die Königin, um sie zu bitten, ihre gerechte

Ansprüche, in Hinsicht ihres Namens in der Liturgie, lieber fahren zu lassen, da das Unterhaus vollkommen überzeugt wäre, daß es nicht aus Furcht vor einer Untersuchung geschehen würde, die aber doch, *sie möchte ausfallen wie sie wollte*, „nur zum Nachtheil des Thrones und des Landes im Allgemeinen ausfallen könnte." Und *dieser* Motion stimmte das Ministerium mit seinem ganzen Anhange bey und sezte ihn durch, während die Opposition behauptete, man sollte lieber den König bitten, die *gerechte* Ansprüche seiner Gemahlin gelten zu lassen. — Die Königin war indessen in das Haus der Lady Hamilton, in Portman-Straße gezogen. Abends am 24sten überreichten ihr dort die HH. Wilberforce, Bankes, Wortley und Sir T. Ackland die Adresse des Unterhauses; worauf sie eine höfliche, aber abschlägliche Antwort ertheilte, indem sie behauptete, sie dürfe keinem ihrer Rechte, unter keinerley Umständen, entsagen.

Im Volke sah man diesen Versuch zur Vermeidung der abscheulichen Untersuchung für nichts als ein Mittel an, ein Vorurtheil gegen die Fürstin zu erregen, die, wie einer der Minister nachher sagte, die erste Braunschweigerin war, welche einen Wunsch des Unterhauses verweigerte; und Hr. Wilberforce ward als ein Heuchler verschrieen, der sich unter dem Schein der Frömmigkeit zum Werkzeug der Minister hergegeben. Hr. W. aber hatte wirklich die Hoffnung gehegt, daß sein Antrag angenommen werden würde; indem, wie es ihm geschienen hatte, die Königin nicht das Kirchengebet um seiner selbst willen, sondern als ein Mittel zu ihrer Anerkennung als Königin auf dem Festlande verlangte, und eine solche Adresse von Seiten des Unterhauses, seiner Meinung nach, demselben Zwecke entsprach. Aber sie hatte sich anders bestimmt: sie wollte England nicht mehr verlassen, und eine öffentliche Untersuchung war es, was sie zu wünschen schien, um sich vor den Augen der Welt zu reini-

gen. Diese Entschlossenheit, dieser Trotz befestigte das Volk immer mehr in seiner einmal vorgefaßten Meinung von ihrer Unschuld; und obgleich keine von jenen Excessen mehr gesehen wurden, welche sich ein Haufen Straßenjungen, während der ersten Abende nach ihrer Ankunft hatten zu Schulden kommen lassen, und wovon die Zeitungen bereits hinlänglich berichtet haben; so stieg doch seine Anhänglichkeit an ihre Person bis zur Anbetung. Daher war auch der Empfang, welchen die Abgeordneten des Unterhauses von ihm erfuhren, keiner der ehrenvollsten. Indessen begaben sich diese Herren ins Unterhaus zurück, und berichteten, was beynahe ein jeder vorausgesehen hatte, das Mißlingen ihrer Sendung. Aber dennoch bezeugte das Haus noch keine Lust, den grünen Sack, welcher immer noch da auf dem Tische lag, zu eröffnen.

Da indessen aber die Lords ihren gefaßten Entschluß nicht ändern zu wollen schienen, so ließ die Königin, am 26sten durch den Lord Dacre einen Protest gegen jede geheime Untersuchung bey denselben einreichen, mit der Bitte, daß Ihre Herrlichkeiten ihre Anwälde zur Unterstützung dieses Protestes anhören möchten. Diese Bitte ward gewährt. Die HH. Brougham und Denman erschöpften in zwey langen Reden ihre ganze Beredsamkeit und ausgebreitete Kenntniß der Landes-Gesetze und Geschichte, um das Unrechtmäßige, so wie das Thörichte und Nachtheilige einer solchen Verfahrungsart darzuthun. Die Minister aber, denen es vorzüglich darum zu thun war, einen Theil der Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, und statt des Königs und der Regierung das Parlament, im Namen der Nation als Ankläger, vorzuschieben, erklärten es als die gerechteste, weiseste und, bey vorwaltenden Umständen, einzig mögliche Verfahrungsart, und, ungeachtet einer starken Opposition, entschied man für das Ministerium. Demzufolge fing die Sitzung des Ausschußes am 27sten an, nachdem man für den Lord Erskine, der sich weigerte, ein Mitglied desselben zu

seyn, einen andern Lord hätte wählen müssen. Während nun dieser Ausschuß mehrere Tage hintereinander seine Untersuchungen fortsezte, nahm Lord Castlereagh den uneröffnet gebliebenen grünen Sack aus dem Unterhause hinweg, indem er voraussezte, daß wenn das Oberhaus eine Bill gegen die Königin hervorbrächte, und annehme, solche alsdann dem Unterhause natürlich zukommen müsse. Bis dahin also hat dieses, im Geschäftswege, nichts mehr mit der Sache zu thun. — Am 4. Juli stattete der Ausschuß seinen Bericht ab, und empfahl eine feyerliche Untersuchung in Ihrer Majestät Betragen, seitdem sie England verlassen. Hierauf legte Lord Liverpool am 5ten dem Hause die bekannte Strafbill (bill of pains et penalties) vor, worin vorausgesezt wird, daß sie mehrere Jahre lang mit Bartholemo Bergami in ehebrecherischer Verbindung gelebt, und sich sonst unzüchtig und ungebührlich betragen; weßwegen man ihr die Strafe der Degradation und der Ehescheidung von dem Könige zuerkennt. Am 6ten wurden die Anwälde der Königin aufs Neue zugelassen: sie sprachen lange und kräftig gegen die Bill, sie behaupteten, die Königin könne nur rechtmäßiger Weise auf ein Impeachement, oder Anklage von Seiten des Unterhauses von den Pairs gerichtet werden: aber wieder ohne Erfolg. Denn die Minister erklärten, daß, da es kein Gesetz gebe, nach welchem eine Königin von England wegen eines Ehebruchs mit einem Ausländer gerichtet werden könne, die Ehre der Krone und die Sittlichkeit des Landes es aber durchaus erfordere, daß sie bestraft werde, so müsse man auf dem von ihnen vorgeschlagenen (ungesetzlichen) Wege verfahren, und ein Gesetz machen, nachdem das Verbrechen begangen. — Die Bitten um ein Verzeichniß der Zeugen, die gegen sie aufgeführt werden sollten, so wie um eine genaue Angabe der Zeit und des Ortes, wo die angeblichen Verbrechen begangen worden seyn sollten, wurden nach mehreren langen

und

und heftigen Debatten, gleichfalls verweigert. Und am 10ten kam man endlich auf den Antrag des Lord Liverpool zum Schlusse, die zweyte Verlesung der Bill, und so mit das Zeugenverhör bis zum 17. August auszusetzen, und daß alsdann die Gegenwart aller Pairs bey Strafe gefordert werden sollte.

Die Volksmeinung drückte sich indessen immer deutlicher aus: der Gemeinde-Rath von London hatte eine Petition gegen die Bill beym Oberhause einreichen lassen, wo sie aber verworfen ward. Gleiche Petitionen von dieser Körperschaft sowol als von den Einwohnern von Westminster und Southwark gingen beym Unterhause ein, und wurden angenommen. Auch die Adressen an die Königin, worin man das Verfahren gegen sie ohne Ausnahme als gesetzwidrig erklärte, wurden immer zahlreicher. Dörfer, Städte und Grafschaften so wie einzelne Körperschaften und Gewerke schienen hierin mit einander zu wetteifern, und die Königin hatte sich der wärmsten Ausdrücke der Liebe und der Anhänglichkeit zu erfreuen, die ihr nur die Verfolgungen eines verhassten Ministeriums zuwege bringen konnten. Es würde ihr indessen zur Ehre gereicht haben, wenn sie bey dem Entschlusse stehen geblieben wäre, den sie in ihren Antworten auf einige der ersten Adressen so schön ausgedrückt: sie sagte damals, sie sey nur in der Absicht nach England gekommen, um ihren Namen von den Beschuldigungen ihrer Feinde zu reinigen; wolle sich aber keineswegs in politische Streitigkeiten mischen. Leider aber scheint sie einer Person, oder vielleicht einer Partey in die Hände gefallen zu seyn, die ihren Namen zur Verbreitung ihrer Meinungen, oder zur Vergrößerung ihres Anhangs mißbraucht. Es gibt fast keinen einzigen Gegenstand der Volksbeschwerden im Staate oder in der Kirche, welchen der Verfasser ihrer Antworten (wie man behauptet, ein methodistischer Prediger) nicht berührte, und sich zu Gunsten derselben ausdrückte. Es scheint, als

wenn man sie überzeugt hätte, sie könne von der Aristokratie, welche das Parlament bildet, kein Recht erhalten, und müsse sich deßwegen, um nicht zum Schlachtopfer einer Partey gemacht zu werden, wie sich die Morning Post, ein von der Regierung unterstüztes Journal, schändlicher Weise ausgedrückt, ganz dem Volke in die Arme werfen, das sie allzeit beschützen werde. Eine Meinung, welche ihr berühmtes Schreiben an den König, vom 7. August, welches alle deutsche Zeitungen gegeben, vollkommen zu bestätigen scheint. Dieses äußerst lesenswerthe Schreiben, welches, obgleich mit grellen Farben gemahlt, ein treues Bild von allen den Leiden und Verfolgungen aufstellt, welchen sie, von dem Augenblicke an, als sie dem brittischen Thronerben die Hand gereicht, ausgesezt gewesen, war gleich anfangs fürs Publikum bestimmt gewesen; denn daran hatte sie gewiß nicht gedacht, daß sie den König dadurch zu einer verschiedenen Handlungsart werde vermögen können. Es war ein Manifest ans Publikum, das auch seine Wirkung nicht verfehlt, indem selbst viele ihrer Gegner, während sie seine Absicht tadelten, sich selbst davon gerührt und ergriffen fühlten. In weniger als 3 Tagen waren über 100,000 Exemplare zu 2 D. das Stück davon verkauft.

Inzwischen hielt das Unterhaus noch einige Sitzungen, worin noch manches wichtige Wort über diese Sache gesprochen wurde, ja der Unwille einiger der Oppositionsmitglieder ging so weit, daß man aller gewöhnlichen Etiquette zuwider des Königs nicht nur deutlich erwähnte, sondern ihn auch ohne alle Umschweife selbst des Ehebruchs bezüchtigte. Dieß ist aber eine Sache, welche die Minister weder läugnen können noch wollen; „aber", sagen sie, „der Unterschied zwischen beyden Fällen ist sehr groß; denn der König kann durch seine Unenthaltsamkeit keinen Bastart auf den Thron bringen, aber wohl eine ehebrecherische Königin!" — Wohl wahr; aber wo ist die Gefahr bey einem 52jährigen Weibe,

und einem Weibe, das schon über 24 Jahre von dem Gatten entfernt gelebt hat! Wäre es auch möglich, daß sie in einem so ungewöhnlichen Alter noch Kinder gebähre, wer könnte toll genug seyn, solche als die Kinder des Königs betrachten zu wollen. Das Unterhaus vertagte sich endlich auch bis zum 21. August. Inzwischen erschien Lord John Russels merkwürdiger Brief an Hrn. Wilberforce mit einer angehängten Bittschrift, zur Beseitigung eines Prozesses, welcher für alle Parteyen nur Nachtheil bringen kann, aus welchem ich einige Stellen ausheben werde, indem wol noch nichts über die Sache gesagt worden ist, welche sie so genau beleuchtet, und so unparteyisch würdigt, wie dieses Schriftchen. „Ich wende mich an Sie, mein Herr", sagt L. R. zu Hrn. W. „weil in Ihrem öffentlichen Charakter vieles von Ihnen abhängt. Ob ich gleich im Allgemeinen verschiedene politische Ansichten von dem Ihrigen hege, so bewundere ich doch innigst Ihre großherzigen Bemühungen ums Menschenwohl, und glaube, daß Sie in diesem Augenblick dem Vaterlande von großem Nutzen seyn können. Deßwegen geschieht es, daß ich Ihnen meine Gesinnungen über den einzigen Gegenstand des Tages in der Gestalt einer Petion an den König mittheile. Sie wissen es, die Whigs haben schlechterdings keine Gewalt (Lord R. nämlich gehört zu dieser Partey). Es ist von keinem Nutzen, daß sie etwas angeben. Machen sie einen Vorschlag, so vernichtet ihn eine ministerielle Mehrheit: wohnen sie öffentlichen Versammlungen bey, so beschuldigt man sie revolutionärer Absichten, und es werden gleich neue Gesetze, zur Beschränkung der Freyheit, gemacht. Ihre und einiger Andern, deren Unterstützung die ganze Stärke der Verwaltung ausmacht, Pflicht ist es, derselben entgegenzustehen, wenn sie in der Weisheit und Vorsicht, welche Sie derselben im allgemeinen zutrauen, nachlässt. Ich habe mich in dem beyfolgenden Aufsatz nicht über die Schuld oder Unschuld der Köni-

gin ausgelassen. Ich bedauere und mißbillige es, daß man Ihrer Maj. Namen im Kirchengebet ausgelassen — ich bedaure — ob ich sie gleich nicht besonders tadeln kann — die Ausdrücke, deren man sich in einigen Adressen bedient. Ich mag in einer Sache kein Vorurtheil erregen, worüber uns nichts bekannt ist..... Der künftige Geschichtschreiber wird fragen, ob es recht gewesen, Englands Wohlfahrt — seine gerühmte Verfassung — seine Volksmacht — an den Erfolg einer Untersuchung der Aufführung der Prinzessin v. Wales in ihrem Landhause am Comersee, zu setzen. Von der Mehrheit, welche Sie im Unterhause nach sich zogen, wird er schließen, daß es in Ihrer Gewalt stand, den gefährlichen Wurf zu verhindern. Er wird fragen, ob es Ihnen an dem Willen dazu gefehlt."

In der Petition sagt er unter andern: „Wäre die Aufführung der Königin eine Privatsache — wäre es ein Gegenstand, der E. M. allein anginge — so würden wir die lezten seyn, um uns mit unserem Rathe aufzudringen, oder die Untersuchung in der Aufführung der Königin einen Augenblick nur aufzuhalten. E. M. aber haben edelmüthig gezeigt, daß Sie es als eine Sache von öffentlichem Interesse betrachten: — Ew. M. haben durch die Anerbietungen zum freundlichen Vergleich Ihre Bereitwilligkeit bewiesen, daß eine der gänzlichen Vernachlässigung ihrer Pflicht bezüchtigte Königin immer noch den Titel als Ihre Gattin beybehalten, und als solche fremden Höfen angemeldet werden sollte. Es war nur als die Königin in England landete, daß Ew. M. um des öffentlichen Wohles und der öffentlichen Sittlichkeit des Landes willen dazwischentrat, und Ihren beyden Parlamentshäusern die Berichte über die Aufführung Ihrer M. zusandten, die man Ihnen mitgetheilt."

Hierauf geht der Verfasser in die Frage ein, ob der König in dem lezteren Schritt wohl weislich berathen worden sey. — „Es ist wohl bekannt, daß die Königin un-

glücklicher Weise viele Jahrlang von Ew. M. getrennt gewesen, und während der lezten 6 Jahre sogar außerhalb des Landes gelebt hat. Kein Vernünftiger könnte daher behaupten, daß die Reinigkeit der Erbfolge irgendermaßen Gefahr laufe. Eben so wenig oder doch beynahe eben so wenig ist für die Zukunft darüber zu besorgen. Der große Punkt wegen der Nachfolge — der einzige, welcher die Aufführung der Königin zu einem hohen Staats-Interesse macht — hat demnach nicht gelitten. Ja, gehen wir sogar einen Schritt weiter, und fragen, ob die Aufführung der Königin der Sittlichkeit des Landes geschadet; so müssen wir auch diese Frage verneinen. Die Königin hat seit mehreren Jahren außerhalb Landes gelebt; ob, wie ihre Feinde behaupten, ihr Leben ausschweifend gewesen, oder ob es, wie ihre Freunde eben so fest versichern, sie ihrem königlichen Stande treu geblieben — so konnte doch immer nur der Einfluß ihres Beyspiels sich auf Como oder Athen erstrecken. Für die Weiber und Jungfrauen Englands war sie erloschen — so ganz aus ihrem Lebenswege entfernt, als wäre sie todt — und die einzelnen Umstände ihres häuslichen Lebens, die schändlichen Erzählungen ihrer Diener und Nachbarn, die unsittlichen Auftritte, die, wie man behaupten will, statt gefunden haben sollen — sollen denselben jezt zum erstenmal, durch die Untersuchung, welche Ew. M. anbefohlen, zu Ohren kommen."

Ueber die unglückliche Lage der Königin drückt sich der edle Lord sehr rührend aus. — „In was für einer Lage, dürfen wir unterthänigst fragen, befindet sich die Königin? Im ersten Ehejahre schon von ihrem Gatten getrennt, wurde sie aus dem Zirkel jener häuslichen Pflichten und häuslichen Liebesbande herausgedrängt, welche allein das Weib rein und frey vom Uebel bewahren können. Während des Zeitraums, über den sich die Beschuldigung ausdehnt, war sie auch der Macht der öffentlichen Meinung entzogen; die beste

noch übrige Schranke, welche diese Welt für das weibliche Betragen darbietet. Es gibt leider so viele Weiber in England, die Gatten, welche mit warmer Liebe an ihnen hingen, und zahlreiche Familien, die ihrer mütterlichen Sorgfalt bedurften, verlassen; keine aber ist noch einer solchen Feuerprobe ausgesezt, keine mit einer so tiefen Herabwürdigung bedrohet worden, als die Königin. Ist es aber gerecht, (dürfen wir fragen), daß ein Vergehen, welches so besondere Schonung verdient, mit einer so außerordentlichen Strenge heimgesucht werde?"

Ueber den Verdacht des Publikums gegen die Zeugen sagt der Lord: „Wenn ziemlich vornehme Personen in England die Königin unrechtmäßiger Weise beschuldigten, was mögen wir da nicht von den hergelaufenen Dienstboten einer italienischen Stadt erwarten?" — Hinsichtlich des Mißtrauens gegen die Richter fährt er fort: „Liegt es nicht in der menschlichen Natur (so spricht der Verdacht) daß, wenn das Oberhaus über eine Bill abstimmt, etwas von dessen politischen Gefühlen sich mit einmische; und dieses Haus sezt im Allgemeinen sein Vertrauen in diejenigen Männer, welche Ew. M. zur Vorbringung dieser traurigen Sache gerathen haben." — „Was ist bis jezt von allem diesen schon die Folge gewesen", fragt der edle Lord weiter. — „Ein Gefühl, allgemein wie die Luft, daß die Königin unterdrückt und nicht gerichtet werden soll — und dieß ist ein so liberales Gefühl, daß ein jeder dessen Geiste huldigen muß. Mögen die, welche es hervorgerufen, die Folgen davon tragen. Die Folgen aber müssen die seyn, daß, wenn die Königin freygesprochen wird, Niemand sagen kann, wie hoch ihr Triumph steigen, oder wie die Monarchie sinken möge: daß, wenn sie aber verdammt wird, ein allgemeines Gefühl des Unwillens die Nation durchdringen, und E. M., in dem ersten Jahre Ihrer Regierung, den besten Theil Ihres Erbes — die Herzen Ihrer Unterthanen, verlieren wird." —

Ueber die Nothwendigkeit, welche das Land zur Ruhe hat — Ruhe von den Leidenschaften sowol als von den Thaten, drückt sich Lord R. sehr stark aus. Er erwähnt des Parteygeistes, welchen dieser Prozeß bereits hervorgerufen: „die, welche an die Königin Adressen unterzeichnen, werden Radikalen; ihre Ankläger dagegen, Verfolger und Verläumder genannt. Hier sind schon die Abtheilungen zu einem Bürgerkriege bereitet. — Durch ein einziges Wort können Ew. M. den drohenden Sturm zerstreuen!" — Aber dieses Wort ward nicht gesprochen. Hr. W. mit den sogenannten Independenten blieben unthätig: die Minister hatten erklärt, sie wollten eher ihre Stellen verlieren — ein großes Wort bey der gegenwärtigen Administration — ehe sie dem Könige zur Einrückung des Namens seiner Gemahlin ins Kirchengebet rathen wollten; — und ehe sie dieses zugaben, ehe ihre Freunde ihre Gewalt, und sie mit ihnen ihre Vortheile und ihr Ansehen aufgeben sollten — eher wollten diese Independenten ihre Königin bedrückt und das Land den Gefahren der Anarchie Preis gegeben sehen.

Ein Paar Tage nach Lord Russel's Schreiben erschien ein anderes von Sir Gérard Noël, gleichfalls ein Mitglied des Unterhauses, welches bisher aber immer auf der Seite des Ministeriums gestimmt hatte. Dieses Schreiben war an Lord Liverpool gerichtet, dessen Verfahren in der Sache der Königin es bitter tadelt. Sir G. behauptet, daß es gerade die Männer wären, welche sie zur Rückkehr nach England gezwungen, die sie jezt darum tadeln und sie strafen wollen, daß sie diesen Schritt gethan. Auch er verkündigt seinen festen Entschluß, daß er sich dieser verfassungswidrigen Bill auf jedwedem Schritt entgegenstellen wolle; fordert aber den Lord L. auf, sie lieber sogleich zurückzunehmen.

Mehrere andere von den gewöhnlichen Freunden der Minister, worunter selbst Hr. Wilberforce, haben seitdem ihr

Mißvergnügen über die Bill zuerkennen gegeben, obgleich nicht auf eine so auffallende und entschiedene Art: Sir Gérard ist indessen seinem Entschlusse treu geblieben, er beförderte mehrere Adressen an die Königin, stellte sich an die Spitze eines ziemlich radikalen Vereins, um die Königin mit einem Silberservice zu beschenken, und ist förmlich zur Opposition übergetreten. Indessen sind es nur wenige unter den Mitgliedern der Opposition, die sich so unmittelbar um die Königin zu thun machen. Sie begnügen sich, sie im Hause zu vertheidigen, ja sie sogar für völlig unschuldig, und das ganze Verfahren gegen sie als eine schändliche Verschwörung gegen sie zu erklären; aber dabey bleibt es; nur wenige haben ihr aufgewartet, und dann nur mit den Adressen ihrer Konstituenten; keiner, so viel man weiß, hat noch seine Gattin oder Töchter zu ihr gebracht. Die höheren Stände, die doch sonst, der Himmel weiß es, bekannte Ehebrecher und Ehebrecherinnen genug in ihren Gesellschaften dulden, haben sich überhaupt gegen die Königin sehr zurückhaltend gezeigt, und scheinen entschlossen zu seyn, bis dahin, daß sie völlig freygesprochen, sich aus ihrer Gesellschaft entfernt zu halten; während die untern und mittleren Stände, da wo es die Verhältnisse den Individuen nur immer erlauben, sich ihrem unverderbten, bessern Gefühl überlassend, ihr mit Weibern und Töchtern, wie die vielen Adressen der Frauen beweisen (obgleich es unter diesen auch manche gibt, die auch in dieser Sache ihren Oberen nachzustreben suchen) frey und herzlich entgegenkommen, und durch ihr Betragen bezeugen, daß sie dasjenige glauben, welches die Opposition im Unterhause nur sagt. Ald. Wood ist inzwischen, allem Gespötte und Naserümpfen der Vornehmeren zum Trotze, ihr treu geblieben. Er wohnt mit seiner Familie bey ihr im Brandenburg-Haus, in Hamersmith, 4 Meilen von London, (welches sie, da ihr die Regierung keine Wohnung geben wollte, im Anfange des Augusts bezogen hat); begleitet

sie auf allen ihren Fahrten, und thut Alles, um ihr seine Liebe und Achtung zu bezeugen. In einer Korrespondenz, worin er einer Adresse halber, die er im Namen des Leicestershirer Miliz-Regiments der Königin eingereicht, mit dem Herzog v. Rutland verwickelt wurde, zeigte er eine ungemeine Festigkeit. Der Herzog, als Chef des Regiments, hatte sich große Mühe gegeben, die Adresse als ein Falsum darzustellen, und wollte von Hrn. W. die Namen der Unterschriebenen wissen, welches ihm dieser aber abschlug. Und da das Regiment, zur Bestätigung der ersteren eine zweyte, von 300 Mann unterschriebene, eingesandt hat, so zweifelt man im Publikum nicht mehr an der Aechtheit derselben eben so wenig, wie an den Gesinnungen der Truppen im Allgemeinen, deren Anhänglichkeit an die Königin sich schon bey vielen Gelegenheiten auffallend gezeigt.

Die Gutgesinnten schwebten lange in Furcht, daß der König darauf bestehen möchte, sich am 1. August krönen zu lassen, und man sprach schon im Unterhause davon, eine Bittschrift deßwegen einzureichen, indem man unter bestehenden Umständen nichts als Unheil von einer solchen Feyerlichkeit erwarten dürfte; als L. Castlereagh daselbst die Veränderung des königlichen Entschlusses hierüber verkündigte, und die Feyerlichkeit auf unbestimmte Zeit verschob; sezte aber bedächtig hinzu, die Sache der Königin habe mit dieser Veränderung gar nichts zu thun. — Und das nennt man Aufrechthaltung der Würde des Thrones!

Bis zum 14. August war die Hoffnung zu einer gütlichen Beylegung in der Brust der Guten noch nicht erstorben; es schien ihnen, als wenn eine schändliche Prozedur nicht vor sich gehen — dürfe, daß die Sittlichkeit des Landes geschonet werden müsse — ja, selbst die Uebelgesinnten versprachen sich in der gütlichen Anerkennung aller der Rechte der Königin, ohne einen Prozeß, nach dem was ge-

schehen, den höchsten Triumph, und hofften mit Sehnsucht auf diesen Ausgang. Aber dieser Tag zerstörte alle diese Hoffnungen auf einmal; denn es erschien der bereits erwähnte Brief der Königin an den König im Druck. Sie hatte damit das Schwert des Trotzes gezogen, und die Scheide weggeworfen — ein Vergleich war nun unmöglich geworden! — Inzwischen hatte man die Anstalten zu dem großen Drama, welches bald anfangen sollte, und worüber es sich noch nicht genau bestimmen lässt, ob es als Lust- oder Trauerspiel endigen werde, mit dem größten Eifer betrieben. Die vermehrten Sitze im Oberhause, zur Aufnahme aller Pairs, wurden vollendet: eine große Menge Truppen zog sich in- und um die Residenz zusammen; mehrere mit italienischen Zeugen beladenen Böte kamen die Themse herauf geschwommen, und sezten ihre Ladungen in dem sogenannten Baumwollengarten, hinter dem Parlamentshause, ab, wo sie ihre von Truppen und Kanonierböten bewachten Quartiere bereit fanden: und endlich kamen auch, nach und nach, die Pairs der drey Königreiche in ihren verschiedenen Hotels an, — und am 15ten ward die Preliminar-Sitzung gehalten, wo es bestimmt ward, daß jeder Pair, der sich im Laufe des Prozesses, ohne die Erlaubniß des Hauses entfernen würde, für jeden Tag seiner Abwesenheit 100 Pf. St. bezahlen solle. Am 17ten endlich versammelte sich das ganze Haus, um der Tagesordnung gemäß zum zweyten Verlesen der Strafbill zu schreiten. Nur wenige Pairs hatten sich wegen Krankheit oder hohem Alter (über 70 Jahre) entschuldigen lassen, und es waren 287 Mitglieder zugegen. Der Herzog v. Sussex ließ, seiner nahen Verwandtschaft mit der Beschuldigten wegen, um Urlaub bitten, welcher ihm, ungeachtet der Einwendung des Herzogs v. York, daß er sich wohl auch auf diese Art hätte entschuldigen lassen können, gestattet wurde. Der Lord Erskine aber wollte von dem Vorrechte, das ihm ein Alter von mehr als 70 Jahren gibt, kei-

nen Gebrauch machen; und war diesen und jeden folgenden Tag gegenwärtig.

Der große Saal bot mit seinen neu errichteten auf vergoldeten Pfeilern ruhenden Gallerien, die mit dem Glanz des erhabenen, neuen Thrones besser übereinstimmen als die dunkeln alten Tapeten, welche die Wände bedecken, jezt aber nur wenig sichtbar sind, seinen gedrängten Sitzen, welche die Höchsten im Lande einnahmen, mit dem Großkanzler und den Richtern in der Mitte, und den beyderseitigen Anwälden an der Bar, einen imposanten Anblick dar. Der Großkanzler saß mit dem Rücken gegen den Thron gekehrt, an einem quer stehenden Tische, an welchem auch die beyden Sekretärs ihren Platz haben; hinter ihm ist der bekannte Wollsack, eine Art Ottomane mit blauen Tuche überzogen, der mit dem Tische ein hohles Viereck bildet; auf diesem saßen die Richter. Zwischen dem Tische und der Bar laufen 4 Bänke, 3 befinden sich auf den zwey Seiten des Hauses, zum Theil unter den Gallerien, wovon eine jede gleichfalls 3 Reihen enthält: diese Bänke sind alle mit rothem Tuche überzogen und bilden die Sitze der Pairs. Die Stufen des Thrones, innerhalb eines Gitters, sind den Mitgliedern des Unterhauses, welche zugegen zu seyn wünschen, angewiesen; welche auch während des Prozesses immer voll waren. Diesen Stufen zur Rechten, etwas unterhalb des Thrones stand ein Sessel für die Königin, dessen sie sich aber nur am ersten Tag bediente; indem sie später von einem andern Sessel Besitz nahm, den man ihr innerhalb der Bar, nahe bey ihren Anwälden gesezt hatte. Diese, so wie alle andere nicht zur Kammer gehörenden Personen, befanden sich außerhalb eines hölzernen Geländers, die Bar genannt, links (die Seite der Opposition) dem Thron und dem Tische des Kanzlers gegenüber, so wie die rechte Seite außerhalb der Bar, den Kronanwälden angewiesen war. Zwischen beyden Parteyen nahmen später der jedesmalige Zeuge, mit

den beyden Dolmetschern seine Stelle. Ein anderes Geländer trennte alle diese Personen von den Berichterstattern für die Zeitungen (von denen immer 30 zugegen waren und die jede halbe Stunde oder Stunde einander ablöseten) und die sonstigen Zuschauer, welche von den verschiedenen Pairs Eintrittskarten erhalten haben mochten, und den lezten Raum zu beyden Seiten des Haupteinganges einnahmen.

Man wollte eben zur Tagesordnung schreiten, als der Herzog v. Leicester, aus dem Grunde, daß keine Ursache zu irgend einem weiteren Verfahren vorhanden sey, die Motion machte, die Tagesordnung zu übergehen. Beym Abstimmen fanden sich aber nur 41 für die Motion und 206 dagegen. Die Anwälde wurden demnach hereingerufen. Zur Unterstützung der Bill erschienen des Königs General-Prokurator und General-Advokat, Dr. Adam; die HH. Park, Maule und Powel. Für die Königin aber die HH. Brougham und Denman, ihr General-Prokurator und General-Advokat; Dr. Lushington, die HH. Williams, Tyndall, Wilden Wizzard.

Auf die Frage des Herzogs v. Leicester, wer den königlichen General-Advokaten hergeschickt, gab dieser mit einiger Verlegenheit, und einem Schwall von Worten zu verstehen, daß es auf eine Art von indirektem Befehl dieses Hauses geschehen sey, und daß er dann auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die nöthigen Materialien gefunden. Hierauf hielt Hr. Brougham eine sehr kräftige Rede gegen das Prinzip der Bill, wobey er Gelegenheit nahm, sich über den General-Prokurator lustig zu machen, der eigentlich nicht wisse, wer ihn hergeschickt. Die Königin saß die ganze Zeit über zur Rechten des Thrones.

Zweyter Tag. 18. Hr. Denman sprach auch gegen die Bill, mit außerordentlicher Gewandtheit und Kraft. Der General-Prokurator und General-Advokat sprachen dafür. Hr. Brougham erwiederte, und das Haus vertagte sich bis

zum folgenden Morgen. Die Königin war wieder gegenwärtig gewesen.

Dritter Tag. 19. Lord King machte die Motion, daß „weder das öffentliche Wohl, noch die Sicherheit des Landes es verlangten, daß die Bill in ein Gesetz übergehe." Lord Liverpool aber machte den Zusatz, daß „die Anwälde herbeygerufen würden." Diesem folgten einige lebhafte Debatten; und ob sich gleich bey der Abstimmung 24 Stimmen mehr für die Königin zeigten, als bey der Motion des Herzogs v. Leicester, so behielten die Minister doch eine Mehrheit von 161. Der Graf Grey hielt dafür, daß es besser seyn würde, durch Impeachment (Anklage durch das Unterhaus) gegen die Königin zu verfahren, welches ihr viele Vortheile verschaffen würde, die ihr jezt abgingen, besonders da die Sache alsdann mehr von ihrem politischen Ansehen verlieren würde, indem die Funktion der Pairs alsdann rein richterlich werden würde. Deßwegen machte er den Antrag, daß „die gegenwärtige Bill nicht das beste Mittel sey, die Verbrechen, deren J. M. angeklagt, zu erreichen, und daß es daher unter obwaltenden Umständen weder nothwendig noch rathsam sey, damit weiter zu gehen." Dieser Vorschlag erregte neue Debatten. Die Richter wurden befragt, ob ein Impeachment hier möglich sey; und da sie solches aus dem Grunde verneint, daß kein Gesetz vorhanden, das auf die Königin im gegenwärtigen Fall anwendbar wäre, und ein Impeachment nur alsdann Statt finden könnte, wo ein bestehendes Gesetz wirklich verlezt worden, die Verbrecher aber, ohne die Verletzung irgend einer bestehenden Form von den unteren Gerichtshöfen nicht bestraft werden können; so schritt man wieder zur Theilung der Stimmen, — und worin die Minister, wie immer, die Mehrheit hatten. Die Opposition hatte jezt ihr Mögliches gethan, um diesem ekelhaften Prozesse Einhalt zu thun — es blieb ihr also nichts mehr übrig, als die Sache ihren

Gang gehen zu lassen, und bey der Entwickelung derselben der Wahrheit so viel wie möglich auf die Spur zu kommen zu suchen. Der Herzog von Gloucester war der einzige von der königlichen Familie, der es dießmal mit der Opposition hielt. Aber auch nicht einer der Bischöfe zeigte sich geneigt, der christlichen Welt das Skandal einer solchen Untersuchung zu ersparen; im Gegentheil stimmten sie immer für die Fortsetzung derselben. Auch machte keiner davon den geringsten Versuch die Bekanntmachung der Prozeduren zu hintertreiben, sondern sie blieben von Anfange bis zum Ende die leidenden Werkzeuge der Regierung, und die geduldigsten Zuhörer des ekelhaften Zeugenverhörs, aber schon haben sie ihren Lohn in der allgemeinen Verachtung empfangen; der General-Prokurator, nachdem er den Befehl dazu erhalten hatte, fing jezt mit der Anklage an. Er sprach mehrere Stunden lang, konnte aber an diesem Tage nicht zu Ende kommen. Die Königin war nicht zugegen.

Vierter Tag. 21. — Der General-Prokurator schloß die angefangene Rede, in welcher er in die empörendsten Einzelnheiten einging, die nur zu getreulich in den Zeitungen wieder gegeben worden sind. Alles dieses, schloß er, hoffe er beweisen zu können. — Und im ersten Moment zweifelte wohl Niemand, daß er es werde thun können; denn wer hätte glauben sollen, daß ein königlicher Beamter gegen die Gattin seines Fürsten solche Beschuldigungen würde vorbringen können, wenn er nicht die triftigsten Beweise darüber in Händen hätte? Mit Hoffnung oder Zagen, je nachdem die Personen gesinnt waren, sah man daher den Aussagen der Zeugen entgegen, wovon man uns wohl hier gern die Wiederholung erlassen wird. Der erste, welcher vorgerufen wurde, war der berüchtigte Theodor Majocchi, welcher der Prinzessin beynahe 3 Jahre lang als Kourier gedient hatte. Die Königin saß nahe bey ihren Anwälden, als er hereintrat; es musste ihr bekannt seyn, daß er gegen sie auftreten würde,

denn die Zeitungen hatten schon ein Paar Tage vorher des Umstandes erwähnt — dennoch aber schien sie seinen Anblick nicht ertragen zu können; denn sobald sie seiner ansichtig wurde, sprang sie mit einem Ausrufe, worin einige Theodore, Andere aber tratidore gehört haben wollen, auf, und stürzte in ein Nebenzimmer, von wo aus sie sich bald nach Hause begab, ohne diesen Tag wieder zurückzukehren. Es versteht sich von selbst, daß jede Partey diesen Umstand aufs Vortheilhafteste für sich selbst zu erklären suchte. Schon ein paar Stunden nachher sah man an allen Straßenecken Zettel mit der Ueberschrift angeklebt: Flucht der Königin aus dem Oberhause! worunter auch eine ziemlich übertriebene Erzählung des Vorfalls folgte. Diese Zettel verschwanden nun zwar bald unter den Händen des erzürnten Pöbels; aber sie selbst waren nur eine Nachahmung dessen, was von Seiten der Radikalen täglich zu geschehen pflegte, indem sie ihren Witz und ihre Erfindungskraft in Mauerschriften zu Gunsten der Königin erschöpften.

Indessen fing Majocchi's Verhör an. Mit dem festesten Zutrauen beantwortete er jedwede Frage des General-Prokurators; manches aber jedoch, was dieser mit den grellsten Farben geschildert hatte, sank schon bey diesem Zeugen zum ziemlich Gewöhnlichen oder wohl gar Unschuldigen herab; und auf manche andere Fragen, oft über Dinge, die, wenn sie sich erwiesen hätten, der Königin ihre Vertheidigung sehr erschwert haben würden, gab er gar verneinende Antworten; Beydes Umstände, welche man bey den Verhören der übrigen Zeugen gleichfalls wahrgenommen. Auch war es den Aufmerksamen nicht entgangen, daß derselbe mancher ekelhaften Auftritte in seiner Rede erwähnt, über die er selbst nicht eine einzige Frage an keinen der Zeugen that; Dinge, die man auf mancherley Arten zu erklären gesucht hat, die aber hier, wo wir nur Thatsachen erzählen wollen, nicht herzugehören scheinen. Majocchi's Verhör

konnte indessen an diesem Tage nicht beendigt werden; dieß geschah am 5ten Tage den 23. — Nachdem der General-Prokurator erklärt hatte, daß er nichts mehr zu fragen habe, fing Hr. Brougham mit seinem Kreuzverhöre an. In dieser Art von Verhören, wobey die englischen Advokaten, in allen Gerichtshöfen, so viel Kunstgriffe, und auch wohl Grobheiten an den Tag legen, um einen ihrer Sache gefährlichen Zeugen zu verwirren und zum Widerspruch in seiner Aussage zu verleiten, daß oft die geschicktesten und wahrhaftesten Männer als Einfaltspinsel und Lügner hingestellt werden, war es gewiß nichts Leichtes, einem Manne von Brougham's Talent Stand zu halten. Aber Majocchi hatte sich mit einem Universalmittel versehen, woran alle Geschicklichkeit eines Advokaten scheitern musste; und dieses bestand aus dem einfachen: Non mi ricordo! Niemand, dachte er, könne ihn zwingen, ein untrügliches Gedächtniß zu haben; daher war es auf jeder Frage, die ihm verdächtig schien, ohne Ausnahme: Non mi ricordo! welchem zwar der Dollmetscher für die Bill, da er den üblen Eindruck davon bey manchen der Pairs bemerkte, eine mannigfaltigere Deutung zu geben suchte, die aber doch nicht angenommen wurde. — Die Königin war während eines Theils dieses Kreuzverhörs zugegen.

Sechster Tag. 23. Hr. B. schloß mit M's. Kreuzverhör, woraus nur wenig Wichtiges hervorgegangen war. Hierauf examinirte ihn der General-Advokat aufs Neue; welches deßwegen zu geschehen pflegt, um etwanige Eindrücke, die durch das Kreuzverhör hätten gemacht werden können, zu zerstören oder doch zu schwächen. Diesem folgte ein langes Verhör von Seiten mehrerer Pairs. Als dieses vollendet, trat der zweyte Zeuge auf. Dieser hieß Gaetano Paturzo, und war auf einer sizilianischen Polacre, worin die Prinzessin auf dem mittelländischen Meere gereiset, Steuermann gewesen. Hr. Denman machte einige Einwendungen wegen dessen Eidesleistung. Er meinte, ein Katho-

like

like hielt einen Eid nicht für bindend, wenn er nicht kurz zuvor das Abendmahl genossen. Diese Einwendung wurde jedoch für unstatthaft erklärt. Ueber eine andere aber, nämlich daß man den Zeugen fragen solle, ob es keinen Eid gebe, den er für bindender hielt, als den nach englischer Art, den man ihn hatte schwören lassen, nämlich auf die Bibel, wurde die Meinung der Richter gefordert, welche darauf entschieden, daß wenn der Zeuge erkläre, er halte den geleisteten Eid für bindend, so sey er es, und man dürfe ihn nicht fragen, ob er einen andern für mehr bindend hielte. Da Paturzo sich nun zur Wahrheit verbunden erklärte, so fing sein Verhör an. Er sagte manches, das auf einen vertrauten Umgang zwischen der Königin und Bergami schließen liesse. Diese Aussagen aber wurden schon bedeutend geschwächt. als er in seinem Kreuzverhör gestand, daß ihm die englische Regierung 800 spanische Thaler monatlich als Entschädigung für seine Abwesenheit von seinem Schiffe, versprochen, welches jedem, der einige Kenntniß von dem sizilianischen Küstenhandel hat, als eine ungeheuere Entschädigungssumme vorkommen musste. — Die Königin war heute auch eine Zeitlang gegenwärtig.

Den 7ten Tag. 24. ward Vincenzo Gargiulo verhört. Er war Patron des obigen Schiffes gewesen, welches er der Prinzessin für 700 Thaler des Monats vermiethet hatte. Er bestätigte die Hauptzüge von Paturzo, seines Neffen, Aussagen. Aber seine Entschädigung, gestand er im Kreuzverhöre, belief sich auf 1000 Thaler monatlich, während sein Schiff zu Hause auch noch beschäftigt ist. Mit der Regierung, sagte er, sey er dadurch bekannt geworden, daß er um eine Entschädigung angehalten, die ihm Bergami zwar versprochen, ihm aber nie gegeben hätte. Auf das Ansuchen des Hrn. Brougham ward Majocchi aufs Neue vorgeführt, und gestand auf seine Fragen, daß er vor ungefähr 14 Monaten ein Paar Monate lang in Gloucester bey einem

Herrn, der ihn aus Italien mitgebracht, in Diensten gewesen, und daß er dort zu einigen Engländern, aus Furcht vor Streitigkeiten, gesagt habe, die Königin sey eine gute Frau; sonst aber wollte er nichts gesagt haben. Das Englische, behauptete er, wie er schon früher gethan, verstände er nicht, und doch hatte er ein Paar Fragen beantwortet, ehe sie ihm der Dollmetscher erklärt.

Als er wieder abgeführt war, beschloß das Haus, auf den Vorschlag des Großkanzlers, sich aller Vorrechte zu begeben, wenn irgend eine Person, die vor seiner Bar ihr Zeugniß gegeben, des Meineids halben verklagt werden sollte. Hierauf wurde Franzesco Birollo, ehemaliger Koch der Königin, zum Theil verhört.

Achter Tag. 25. Schluß des gestrigen Verhörs des Kochs, dessen Zeugniß aber im Ganzen von keiner besondern Wichtigkeit gewesen. Diesem folgten die zwey englischen Schiffkapitäns Pechel und Briggs, in deren Schiffen die Königin einige Reisen gemacht hatte. Der erste war es, welcher sich geweigert, mit Bergami, welcher auf der ersten Reise noch Livrey getragen, bey der zweyten, wo er als Baron erschien, an einem Tische zu essen. Indessen stimmten Beyde darin überein, daß sie während der Anwesenheit der Prinzessin auf ihren gegenseitigen Schiffen nichts Unanständiges von ihr gesehen hätten, und daß, wenn etwas dergleichen geschehen wäre, sie es hätten wissen müssen.

Pietro Cuchi, Kellner des großen Gasthofs zu Triest, wurde nach diesen examinirt; es ist bereits bekannt, was dieser Zeuge alles durchs Schlüsselloch und anderwärts gesehen haben wollte. Das Merkwürdigste in seiner Aussage war der Umstand, daß gleich nach der Abreise der Prinzessin gewisse Personen, die im Hause zu logiren kamen, sich nach ihrem Betragen erkundigten, und er nichts als Gutes von ihr gesagt haben will, und daß ihm dennoch anderthalb Jahre später die Mailänder Kommission solches abscheuliche

Zeug, als er deponirte, abgelockt. Und es ist überhaupt bemerkenswerth, daß alle darüber befragten Zeugen behaupten wollen, ihre schmutzigen Geheimnisse Niemand als der Kommission vertraut, und weder zuvor noch nachher mit irgend Jemand anderes darüber gesprochen zu haben: wie war es dann, daß die Kommission alle diese discreten Personen doch auffand, und daß alles, was diese hier ausgesagt, längst schon in Italien und anderswo bekannt gewesen? — — — Barbara Krantz, welche während der Anwesenheit der Prinzessin in Karlsruhe im dortigen Posthaus, wo ihre K. H. logirt, als Stubenmädchen gedient, wurde jezt verhört. Da der Dollmetscher der Regierung aber sich einige Fehler in der Uebersetzung hatte zu Schulden kommen lassen, und die Anwälde der Königin sich auf keinen deutschen Dollmetscher noch vorgesehen hatten, so musste das fernere Verhör bis zum folgenden Morgen vertagt werden. — Die Königin war während eines Theils des Verhöres dieser Zeugin zugegen.

Neunter Tag. 28. Schluß des gestrigen Verhörs. Ein Theil der Aussage dieser Person war so schmutzig, und doch ohne gerade zu etwas zu beweisen, daß man sich wundern muß, wie die königlichen Anwälde solches vorbringen konnten; aber sie bestanden darauf, obgleich das arme Weib einer Ohnmacht nahe war. Hr. Brougham drang in dem Kreuzverhör sehr heftig in sie ein, und ihren Erklärungen zufolge hatte sich nicht nur der hannöverische Gesandte am Baden'schen Hofe, (welches wohl natürlich genug wäre), Mühe gegeben, ihr Zeugniß zu erhalten, sondern der würtembergische Gesandte und ein badischer Minister sollten sich gleichfalls darum bemühet, oder doch den Gegenstand auf mancherley Weise befördert haben. Hr. Brougham wünschte noch mehr zu erfahren, wurde aber durch Lord Lauderdale unterbrochen. Die frühere Uebereinkunft, die das Haus mit ihm gemacht hatte, war so, daß er jezt die Zeu-

gen nur so weit befragen solle, ob es nöthig seyn würde, um zu erfahren, wer und was sie seyen, und wo sie wohnten; und um sich in dieselbe Lage zu versetzen, als wenn er ein ferneres Verzeichniß ihrer Namen gehabt hätte; alle übrigen Fragen aber sollten bis dahin verschoben werden, wo er seine Vertheidigung anzufangen wünschte. Lord L. meinte nun, er ginge in seinen gegenwärtigen Fragen zu weit. Dieser Meinung war auch der Großkanzler. Andere Lords dachten verschieden; die Richter wurden um ihre Meinung befragt, und wussten nicht eigentlich, wie sie entscheiden sollten; und nach langen Debatten wurde endlich beschlossen, die endliche Entscheidung bis Montag zu verschieben, und das Haus trennte sich diesen Tag um 1 Uhr.

Zehnter Tag. 28. Dieser Tag ging gänzlich unter den Reden der beyderseitigen Anwälde und den Debatten des Hauses hin; und man trennte sich wieder, ohne über etwas entschieden zu haben.

Am eilften Tag, 29., machte L. Liverpool die Motion, nachdem er des Tags vorher sich ganz verschiedener Meinung gezeigt, „daß die Anwälde der Königin mit dem Kreuzverhöre so verfahren sollten, wie sie selbst vorgeschlagen.“ Dieser Vorschlag aber war, daß sie fürs erste mit diesen Verhören so weit gehen wollten, als die Umstände es erlauben würden, und wenn sich am Ende die Nothwendigkeit zeigen sollte, daß einem oder dem anderen der Zeugen noch einige Kreuzfragen gestellt werden müssten, das Haus solches nach vorgelegten Gründen gestatten solle. Der Großkanzler war aber dem Vorschlage seines Kollegen so entgegen, daß man die Motion zur Abstimmung bringen musste, wo sich 121 Stimmen für und 106 dagegen, und zum Erstaunen Aller das Ministerium sich zum ersten Male öffentlich getheilt zeigte.

Lord Erskine bemerkte jezt, daß, da diese Verfahrungsart immer noch mit unüberwindlichen Schwierigkeiten

verbunden seyn würde, welche man auf einmal beseitigen könnte, wenn man der Königin ein Verzeichniß der noch zu verhörenden Zeugen, nebst einer Auseinandersetzung der Zeit und des Ortes, wo die angeblichen Verbrechen begangen worden seyn sollten, übergebe; und er schlug daher vor, daß der Anwald für die Bill beauftragt würde, solches unverzüglich zu thun. Dieß gab zu neuen Debatten Anlaß; worauf man zulezt stimmte, und der Vorschlag durch eine Mehrheit von 103 Stimmen verloren ging. — Barbara Kranzens Kreuzverhör ward hierauf zum Schlusse gebracht. Sie gestand, daß man sie für ihre Reisen nach Frankfurt und Hannover ziemlich liberal bezahlt; daß sie aber doch nicht hierher gekommen seyn würde, wenn man ihr nicht mit dem Zwang ihrer Regierung gedrohet hätte. Man gestattete ihr indessen, ihren Bruder zum Begleiter mitzunehmen, welcher, so wie sie selbst auf ihrer Reise hierher, und während ihres hiesigen Aufenthalts auf Kosten der Regierung verpflegt wurde. Daß sie oder er sonst noch etwas erhalten, oder daß man ihnen irgend ein Versprechen gemacht, davon wollte sie nichts gestehen. Und es ist merkwürdig, daß nicht einer der nach ihr verhörten Zeugen mehr etwas der Art zugeben wollte; ja sie wollten nicht einmal das Versprechen einer billigen Entschädigung für ihre verlorene Zeit eingestehen, und einige schienen glauben zu wollen, als würden sie auf ihre eigenen Kosten zurückreisen müssen. Dieser Schein der Uneigennützigkeit hat indessen Niemand zu täuschen vermocht, und die Nation fühlt sich überzeugt, daß ungeheuere Summen für die Erhaltung dieser Zeugen verschwendet worden sind, ja mehr als zur Erlangung eines redlichen, unübertriebenen Zeugnisses möchte erforderlich gewesen seyn. — Giuseppe Bianchi, Thürsteher in dem Hotel de Grande Bretagne in Venedig, dessen Zeugniß aber weit hinter allen andern zurückblieb, und der ganzen Sache unbeschadet in Venedig hätte bleiben mögen, kam zulezt vor.

Am zwölften Tag. 30., wurden zuerst drey Personen, ein Maurerer, der ehemalige Aufseher über die Gärten der Prinzessin, und einer ihrer Unterköche verhört, ehe die Reihe an die so berüchtigt gewordene Mlle. Demont kam; diese die ehemalige Kammerfrau der Prinzessin, die mit Majocchi und Sacchi als eine der drey Hauptstützen dieses sonderbaren Gebäudes angesehen werden muß, und von der man, in Hinsicht des Vertrauens, dessen sie ihre ehemalige Gebieterin gewürdigt, und der vielen Gelegenheiten zur Beobachtung, welche ihr die Natur ihres Dienstes gab, berechtigt war, wenn sich ja die Königin solcher Vergehungen schuldig gemacht hatte, als man sie bezüchtigt, solche Aufschlüsse zu erwarten, welche über die Wahrheit der Sache keine Zweifel mehr übrig liessen; indessen ließ diese verschmizte Kammerjungfer, mit ihrer geläufigen Zunge und ihren endlosen doubl entendres, womit sie sich bey jedem Widerspruch durchzuhelfen, und durch ihre fast eben so häufige je ne me rappelle pas, als Majocchi's non mi ricordo's gewesen, womit sie andern Widersprüchen zu entgehen suchte, nach einem beynahe zweytägigen Verhör, und einem völlig so langen Kreuzverhör, keine anderen Eindrücke in den Gemüthern zurück, als die des Abscheues über ihre Undankbarkeit, Unverschämtheit und Arglist, und des Unwillens über die, welche mit einem solchen Geschöpf die Ehre ihrer Königin anzutasten gesucht. Und ob man gleich, ungeachtet der Winke, welche einige Pairs darüber fallen liessen, ihre Aussage noch auf dem Protokolle stehen ließ, so scheint es doch, daß solche selbst auf die entschlossensten Gegner der Königin ihre Wirkung verfehlt habe.

Am 16ten Tag, den 4. Sept., wurden nicht weniger als eilf Zeugen verhört, Maurer, Bootleute, Kellner u. s. w. Sie sagten mancherley, das auf einen sehr vertrauten Umgang zwischen der Prinzessin und Bergami schliessen liesse, wenn auf den Zeugen, und das ganze Verfahren

gegen die unglückliche Fürstin nicht schon so viel Verdacht ruhete.

Am 17ten Tag, 5. Dieser Tag war gänzlich dem Verhöre des ehemaligen Kouriers Sacchi oder Sachim gewidmet, der als ein Freund der Demont, sich für einen Graf Milano, so wie diese sich für eine Gräfin Kolumbier ausgegeben. Er beschwur mehr, als alle andere Zeugen zusammengenommen; manches aber von dem, was er sagte, war so übertrieben, ja in sich selbst so physisch unmöglich, daß es keines weiteren Gegenbeweises bedürfen wird. Den mancherley Fragen nach aber zu schließen, die man im Kreuzverhör, das noch diesen Tag angefangen worden, an ihn that, scheint es, daß Beweise gegen ihn vorhanden sind, die ihn auf einmal als Lügner darthun werden.

Am 18ten Tag, den 6., kam es zwischen den beyderseitigen Anwälden zu einem Streit wegen einiger Fragen, die der königliche General-Advokat an diesen Zeugen im zweyten Verhör thun wollte, und welchen sich die Gegner widersezten. Die Richter wurden endlich zu Rathe gezogen, und gaben nach einer ziemlich langen Berathschlagung, mit Ausnahme des Richters Best, welcher der entgegengesezten Meinung blieb, ihre Meinung dahin, daß der General-Advokat diese Frage nicht thun dürfe, weil im Kreuzverhör darüber nichts vorgekommen sey. — In der Zwischenzeit hatte Lord Keynon die Motion gemacht, daß die Korrespondenz, welche seit dem Monat Juni zwischen den Sachwaltern der Königin und dem Finanzministerium, wegen Geldsachen geführt worden, dem Hause vorgelegt werde, angenommen. — Nach geschlossenem Verhör des Sacchi, hielt der General-Prokurator um einige Tage Frist an, damit er einige Zeugen von Lugano, die bey der Nachricht von den Mißhandlungen, welche einige der Zeugen zu Dover ausgesezt gewesen, von Beauvais aus wieder zurückkehrt seyen, und die man nur seit Kurzem erst habe bewegen kön-

nen wieder umzukehren, herbeyschaffen könne. Das Haus aber hielt sich nicht für berechtigt, über ein so ungewöhnliches Begehren sogleich zu entscheiden, und vertagte sich daher, zur weiteren Berathung darüber, bis zum andern Morgen.

Neunzehnter Tag, 7. Der General-Prokurator nahm seine Bitte zurück, indem er glaubte, es möchte zu lange dauern, ehe die erwarteten Zeugen ankommen würden, und erklärte, er habe keine Zeugen mehr vorzubringen. Hr. Brougham sagte hierauf, der einzige Zeuge, an den er noch einige Fragen zu stellen wünsche, sey Majocchi. Dieser ward vorgebracht. Es ergab sich nun, daß er mehrere Male in Carlton-Haus gewesen, und ob er es gleich nicht gestehen wollte, den König dort gesprochen habe; das erste Mal war es am Begräbnißtage des alten Monarchen. Auch war er einmal als Kourier nach Wien geschickt worden, bey welcher Gelegenheit man ihm eine bedeutende Menge Napoleonsd'or (80 gestand er ein) als Reisegeld gegeben hatte. Er sagte auch, er könne nicht schreiben, und doch sprach er vormals von einem Taschenbuch, worin er es aufgezeichnet habe, wie lange er in Gloucester gewesen. Und, als man ihn hieran erinnerte, sagte er, er habe nie ein Taschenbuch gehabt. — Nachdem nun Hr. Brougham erklärt, daß er keine Frage mehr zu thun habe, und Majocchi noch einmal von Seiten der königlichen Anwälde gegenverhört worden, wurde er entlassen; und der General-Advokat fing mit der Recapitulation aller Zeugenaussagen an. Natürlicher Weise behauptete er, daß Alles, was in der Anklage enthalten, aufs Vollkommenste erwiedert sey, und daß es unmöglich seyn würde, solche Gegenbeweise zu liefern, die solche auch nur im Geringsten zu schwächen vermöchten. Die ganze Rede war darauf berechnet, daß die Pairs einen solchen Eindruck über die Schuld der Königin mit nach Hause nehmen, und während des langen Zwischenraumes bis zum Anfange der Vertheidigung in sich befestigen sollten, daß ihre Ueber-

zeugung nachher jedem Versuche widerstehen müßte; aber nur die Zeit kann lehren, ob ihm diese Absicht gelungen. — L. Lonsdale machte indessen sogleich den Vorschlag, man solle die Ehescheidungsklausel ein für alle Mal ganz aus der Bill weglassen; worauf L. Liverpool erklärte, die Regierung habe zwar hiergegen gar nichts einzuwenden, denn es sey bey der Sache gar nicht darauf abgesehen, dem König einen Vortheil zu gewähren, aber es sey jezt nicht die Zeit dafür: wenn die Bill, wenn es je dazu kommen sollte, in die Kommittee gebracht würde, dann wäre die Zeit, diesen Vorschlag zu machen. Der Graf Grey bemerkte hierauf sehr richtig, daß wenn man die Königin der Krone für unwürdig erklären, dagegen aber doch noch für würdig halten sollte, des Königs Gattin zu heißen, so hätte man die Bill nicht eine Degradations-Bill der Königin sondern eine Degradations-Bill des Königs und der Königin betiteln sollen. — Indessen wünschte Hr. Brougham seine Vertheidigung anzufangen, wenn man ihm, im Fall seine Rede nicht den gehörigen Eindruck machen sollte, nachher eine Frist gestatten wollte, um seine Zeugen herbeyzubringen. Die Bestimmung wurde auf den andern Tag verschoben.

20ster Tag, 8. Hr. Brougham sprach dafür, daß es sein Recht sey, mit der Vertheidigung jezt anzufangen; ohne zu sagen, ob er nachher Zeugen vorbringen wolle oder nicht. Ihn unterstüzte der L. Erskine, nebst einigen andern Lords. Der Großkanzler aber, aus Furcht Hr. Brougham möchte Dinge sagen, die er nachher zwar nicht würde erweisen können, die aber doch die Wirkung, welche die Recapitulation des General-Advokaten hervorgebracht haben müsse, zerstören dürfte, war dagegen, und schlug vor, daß dem Anwald der Königin die Wahl gegeben würde, entweder mit seiner Vertheidigung sogleich anzufangen, und ohne Zwischenraum damit fortzufahren, oder man wolle ihm eine billige Frist vergönnen, damit er alle seine Vertheidigungsmit-

tel zusammenbringen könne, ehe er mit der Vertheidigungsrede anfange. — Dieser Vorschlag wurde heftig bestritten, und endlich zur Abstimmung gebracht, und ob man es gleich selbst von der ministeriellen Seite laut anerkannte, daß es für die Königin nachtheilig seyn möchte, wenn die Schlußrede des General-Advokaten ohne alle Gegenbemerkung in der Welt verbreitet würde, so schienen sie doch lieber die gekränkte Fürstin der Gefahr aussetzen zu wollen, daß man sie unschuldig verdamme, als daß sie selbst ihre eigenen Zwecke irgend einer Gefahr bloßstellen wollten; und so entschied eine Mehrheit von 95 für des Kanzlers Vorschlag. — Hr. Brougham hielt aufs Neue darum an, daß man ihm wenigstens erlauben möge, seine Bemerkungen über das vorgebrachte Zeugniß zu machen, wobey er versprechen wolle, nichts von dem zu berühren, worüber er selbst Zeugen zu bringen gedächte. — Lord Erskine machte eine solche Motion, welche aber durch eine Mehrheit von 121 verworfen wurde. — Hrn. B. blieb demnach nichts mehr zu thun übrig, als zu wählen, wozu man ihm bis zum folgenden Morgen Zeit gab.

Am folgenden Morgen, den 21sten Tag, erklärte Hr. B., er wolle sich 3 Wochen Zeit nehmen, um sich völlig vorzubereiten, und das Haus vertagte sich bis zum 3. Oktober.

In diesen 21 Tagen hatte man 25 Zeugen verhöret, und, was sehr sonderbar, es befanden sich vielleicht noch eben so viel hier, die man gar nicht herbeygerufen. — Die Bill, ehe sie zum Gesetz werden kann, (wenn man anders ein solches anomalisches Produkt mit diesem heiligen Namen benennen darf) hat noch folgende Stufen zu durchgehen; jede Bill in beyden Parlamentshäusern muß dreymal verlesen werden. Zwischen der ersten Verlesung und der zweyten bildet das Haus eine Kommittee, welche, wenn sie aus dem ganzen Haus bestehet, keinen andern Unterschied macht, als daß man sich darin weniger streng an die Formen des Spre-

chens u. s. w. hält. Von diesem Ausschuß wird nun untersucht, ob der Eingang zur Bill gegründet ist, die bisher vorgebrachten Zeugen sollten bey dieser Gelegenheit denselben unterstützen, so wie die Vertheidigung dahin gehen wird, den Ungrund desselben darzuthun. Sind beyde Theile gehört, so wird dem Haus darüber Bericht erstattet, ob die Bill bewiesen sey oder nicht, und diesem Bericht zufolge wird sie entweder dann zum zweytenmal verlesen oder verworfen. Und ehe man zur dritten Verlesung und endlichen Annahme schreitet, gibt es Gelegenheiten genug, jede mögliche Abänderung in den verschiedenen Clausuln einzuführen, einige auszulassen und andere zuzusetzen; dabey kann bey jedweder Stufe eine Mehrheit das Ganze verwerfen. Kömmt aber die Bill endlich ans Unterhaus, so hat sie alle die vorigen Stufen nochmals zu durchgehen. Und so ist die Königin, wo nicht gegen den Parteygeist, doch wenigstens gegen jede Uebereilung gesichert, und obgleich die Oeffentlichkeit, womit ihre Sache geführt worden, der allgemeinen Sittlichkeit nicht zuträglich seyn kann, so gewährt es ihr doch den Vortheil, daß die Welt die Verhandlungen mit ansieht, alle Zeugnisse mit anhört, und auf diese Art mitrichten kann, wenn ihr ja irgendwo Gewalt geschehen sollte; und da es sich noch vorzüglich um ihre Ehre handelt, so hätte sie keine besseren Richter wählen können, als die unbestochene Stimme der gesitteten Menschheit.

Während der lezten 5 Tage war sie nicht in den Sitzungssaal gekommen, und wenn sie ja nach dem Oberhause hinfuhr, so geschah es nur, um ihren Anwälden in einem Nebenzimmer ihre Weisung zu geben. Der Zudrang und die Begeisterung des Volkes, besonders des weiblichen Geschlechtes, scheint indessen mit jedem Tage zuzunehmen, und wo sie sich nur blicken lässt, wird ihr Wagen von Tausenden umrungen, die mit ihrem Freudengeschrey und Siegesrufe die Luft erfüllen; und alles dieß ohne die geringste Unordnung

zu begehen. An den Gedanken gewöhnt, daß die ganze Anklage nur die Folge einer niedrigen Hofkabale, und alle Zeugen erkaufte Lügner seyen, hält sie die große Volksmasse, (welche fast alle Handwerker, Fabrikarbeiter und Krämer, und nicht wenige aus den höheren Ständen in sich schließt) nur für desto reiner, und für desto liebenswürdiger, je mehr sie von der Hofpartey mit Verachtung und Schimpf behandelt wird. Dieß beweiset am unzweydeutigsten die ungeheuere Anzahl der von Hunderttausenden unterzeichneten Adressen, die sich mit jedem neuen Zeugen vermehrten, und seit der Schlußrede des General-Advokaten verdoppelt zu haben scheinen. Die Züge nach Brandenburg nehmen kein Ende. Zehn Adressen werden oft in Einem Tage überreicht; und die ministeriellen Blätter mögen sagen was sie wollen über die Niedrigkeit derer, welche sich auf diese Art zur Königin begeben. Lumpengesindel kann nicht wohl die Kosten für die Miethe von fünfzigen und hunderten, von 4- und 6spännigen Wagen, für Musik, seidene Flaggen u. s. w. erschwingen. Und wenn die ärmeren Bürger solche Opfer bringen, so kann es keine geringe Begeisterung seyn, welche sie dazu antreibt. Dem sey aber wie ihm wolle, so kann man doch nicht läugnen, daß Züge von 5000 Matrosen, 3000 Schiffbauern, 8 bis 10,000 Bootleute eine furchtbare physische Stärke in ihre Wagschale werfen; dabey sind die Gesinnungen des Militärs noch zweifelhaft. Und, obgleich die Aristokratie, selbst von der Opposition, (obwol die, von der lezteren Partey aus politischen Gründen sich ihrer anzunehmen scheinen, und einige deren Mitglieder sich recht eifrig um sie bemühen, ja sogar die Pairs ihr die geringe Achtung erwiesen, daß sie aufstanden, so oft sie ins Haus kam oder dasselbe verließ;) mit einer gewissen Art von Verachtung auf die unglückliche Fürstin herabsiehet, und laut oder stillschweigend die Gesinnungen des Hofes gegen sie zu theilen scheinen mag, so würde es doch weiser gewesen seyn, selbst wenn die Schuld der Kö-

nigin gänzlich erwiesen gewesen wäre, keinen solchen Sturm hervorzurufen, welcher, vielleicht sehr bald, die physische Gewalt dieses Landes der chimärischen des Papiergeldes und der Vorrechte (denn die intellektuelle dürfte wohl zwischen beyden Theilen ziemlich gleich stehen) schroff entgegenstellen dürfte. Denn nie gab es eine Gelegenheit, wo sich die öffentliche Meinung so bestimmt und kühn ausgedrückt, wie bey dieser. Und bald, sehr bald, muß es sich entscheiden, ob England seine Königin friedlich besitzen soll. Auf jeden Fall ist es gewiß, daß dieser Prozeß Tausende von Radikalen geworben, und eine Saat niedergelegt hat, welche früher oder später fürs Land verderblich aufgehen kann.

IV.

Brief eines Reisenden
über die
Vorfälle in Palermo in der lezten Hälfte des Monats Julius, an einen Freund in England.

Neapel den 22. August 1820.

Mein Freund!

Da die neapolitanische Regierung bisher nichts Näheres in Betreff der so ganz ausserordentlichen Ereignisse bekannt gemacht hat, welche in der lezten Hälfte des Monats Juli in Palermo stattgefunden haben, so dürfte es Ihnen wohl erwünscht seyn, einige nähere Angaben über diese so auffallenden Vorfälle von einem Augenzeugen zu erhalten. Wahrscheinlich dürfte die Schwierigkeit, vorzüglich in entferntern Ländern, sichere und bestimmte Nachrichten über die genann-

ten Vorfälle zu erhalten, aus leicht zu ermessenden Gründen noch einige Zeit fortdauern.

Nach einer vorgenommenen Reise auf den jonischen Inseln begab ich mich zu Anfang des Monats Mai nach Malta, und von da aus nach Sicilien. Ich hielt in Syrakus Quarantäne, bestieg von hier aus über Catanea den Aetna, und besuchte hierauf über Taormenium, Messina, Tyndaris, Patti Tusa, Cefalu u. s. w. die ganze westliche und nördliche Küste dieser Insel bis nach Palermo. Ich wohnte in dieser bevölkerten Hauptstadt dem Feste der h. Rosalia bey, und war somit bey dem Ausbruch der Empörung gegenwärtig.

Es würde wenig Scharfblick verrathen, wenn ich die Ursache derselben dem vorwurfsfreyen Betragen des Generals Church (der wenige Tage zuvor zur Uebernahme eines Befehls in einem Theile von Sicilien, gerade wie er sonst in einem Theile der Provinz Lecce kommandirt hatte, angekommen war) oder irgend einer andern Person zuschreiben wollte. Der Ausbruch der Revolution in Palermo würde, ohne die Dazwischenkunft des Generals oder irgend einer andern Person, vielleicht einige Tage später, aber dennoch eben so sicher erfolgt seyn. Der General hatte nur das Unglück, das erste Auflodern der Flamme zu veranlassen, die längst blos des leisesten Hauchs von außen zur Entzündung bedurfte. Die Aufgabe, die wahren Quellen dieser blutigen Revolution aufzusuchen, würde zwar durchaus nicht schwer seyn, aber doch in den nähern Angaben die Gränzen dieses Briefs überschreiten. Es ist hinreichend, zu bemerken, daß das Mißvergnügen in ganz Sicilien allgemein war, und daß es bey dem Adel vorzüglich durch die Aufhebung der Konstitution (einer despotischen Maßregel, wodurch der Adel allen Einfluß verlor), durch ein Finanzsystem, das zu sehr auf den Territorial-Produkten lastete, und zu wenig auf die Handlungsverhältnisse Rücksicht nahm, veranlaßt wurde; dazu kam noch die Vereinigung Siciliens als einer Provinz

mit dem Königreich Neapel, eine sehr unpolitische Maßregel, welche nicht nur die Eigenliebe der Sicilianer verwundete, sondern auch die Hauptstadt Siciliens des Glanzes eines Hofs beraubte, und Jedermann zwang, in allen Sachen von Wichtigkeit in Neapel Hülfe zu suchen. Das Volk, durch Auflagen zu sehr belastet, und vorzüglich durch die neuerlich eingeführte, und vormals in Sicilien ganz unbekannte, Konscription sich geplagt fühlend, ließ gleichfalls seine Stimme gegen die neue Ordnung der Dinge ertönen. Da ihm überdieß der Adel, aus leicht begreiflichen Gründen, unaufhörlich die Vorstellung einprägte, daß in der Abschaffung der Konstitution und in der eingeführten Abhängigkeit von Neapel die Ursache des allgemeinen Leidens liege, so glaubte das Volk endlich, daß sein Unglück ohne Konstitution und Unabhängigkeit nicht aufhören würde, — Worte, die es beständig im Munde führte, ohne weder die wahre Bedeutung derselben, noch ihre Folgen zu kennen.

Die Nachrichten von den Ereignissen in Neapel bis zum 7ten Juli kamen am Freytag den 14ten, am vorlezten Tage des schönen Festes der h. Rosalie, in Palermo an. Sie verursachten zwar sogleich ein großes Aufsehen, ohne indessen den Verlauf der Feyerlichkeiten weder an diesem Tag, noch am 15ten Juli, als dem lezten Festtage, zu stören. Jedermann trug an diesem Tage (den 15ten) die dreyfarbige Kokarde, und Jedermann hatte — mit Ausnahme der neapolitanischen Behörden — gleichsam aus einer allgemeinen Uebereinkunft — ein gelbes oder pomeranzfarbnes Band mit einem Adler (das Wappen Siciliens) beygefügt. Das leztere Band, ein Zeichen der so sehr ersehnten sicilianischen Unabhängigkeit, wurde in dem Knopfloch getragen. Man fieng an stärker bezeichnende Veränderungen dabey anzubringen, indem man die Figur der drey vereinigten Schenkel (das alte Wappen Siciliens) oder die von dem Bilde der h. Ro-

falle beyfügte, und das Volk zeigte sich gleich von Anfang viel eingenommener für dieses Nationalband, als für die dreyfarbige Kokarde.

Die Procession der Reliquien der Heiligen am 15ten Abends, der, so zu sagen, ganz Palermo beywohnte, und damit die lezte Feyerlichkeit des Fests, endigte sich in der besten Ordnung. Jedermann begab sich hierauf gegen Mitternacht, wie gewöhnlich, auf den Spaziergang der schönen Straße Cassaro, wo bereits der geräuschvolle Ruf: Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe die Konstitution! Es lebe die National-Freiheit! u. s. w., begonnen hatte. Als der General Church Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten unter dem Pöbel zerstreut, und den gleichen Ruf wiederholen hörte, so ließ er seinen Wagen stillhalten und dem Militär befehlen, sich keinen solchen Ausruf einer strafbaren Insubordination, die er nicht gestatten würde, zu erlauben, und sich unverzüglich nach Haus zu begeben. Das durch diese Reden aufgereizte Volk will den Wagen erstürmen, man ruft „zur Ermordung dieses schändlichen Engländers auf, den man ihnen zu noch schmählicherer Unterjochung zugeschickt hätte"; eine im Wagen sitzende Person bekommt einen Dolchstich auf die Schulter, . . . kurz, sowohl der General Church als wahrscheinlich auch der bey ihm sitzende General Coglitore würden sicher ohne die Geistesgegenwart des Kutschers und die Schnelligkeit der Pferde ermordet worden seyn. Niemand wußte in den ersten Tagen, wohin General Church sich gerettet habe; wir erfuhren aber später, daß er sich nach Trapani begeben, und von dort nach Neapel eingeschifft hatte.

Da es dem Pöbel nicht gelang, den Wagen des Generals anzuhalten, und in der Vermuthung, daß er durch einen Umweg in seine Wohnung (auf dem Piazza Marina, den Zimmern eines andern Gasthofs, gegenüber) zurückgekehrt seyn möchte, so zog er in Masse dahin, und verlangte die Auslieferung des Generals. Nach einigen Zwischen-

schenreden mit dem Besitzer des Gasthofs (Namens Valentino, einem Römer von Geburt) wurde der Pöbel noch erhitzter, stürmt das Haus, dringt in die Zimmer ein, wirft das Hausgeräthe und das Gepäck des Generals, so wie das Eigenthum des Wirths selbst durch einander aus den Fenstern. Man machte auf dem Platz selbst einen großen Haufen daraus, den man anzündete, und der bis zum Morgen des 16ten Juli (Sonntag) brannte, und das Zeichen zur Empörung und zur Zerstörung gab. Nun half keine Beruhigung mehr, und der Pöbel, dieses tausendköpfige Ungeheuer, konnte nicht mehr in Schranken gehalten werden.

Unglücklicherweise folgte dießmal auf die fünf Tage des Fests noch ein sechster Arbeits-Feyertag (der Sonntag). Ohne diesen höchst unglücklichen Umstand wäre ein Theil des Pöbels zerstreut, und in den entferntern Quartieren der Stadt beschäftigt gewesen. Nun aber begab sich der müßige und in großen Massen versammelte Pöbel von dem noch von den Geräthschaften des Gasthofs des Valentino rauchenden Haufen an den Pallast della carta bollata in einer benachbarten Straße. Dieser wurde in einem Augenblick erstürmt, alle Bücher, Schriften, Schreibtische, Geräthschaften u. s. w. dieser vom Volke verabscheuten Anstalt wurden auf jenen benachbarten Platz getragen und in einem noch viel größern Haufen, als der erstere war, verbrannt. Von hier aus gieng es an den palazzo dei tribunali (gleichfalls auf der piazza Marina), wo alle Archive, mit Ausnahme derer des Kriminal-Gerichtshofs, den der Pöbel noch achtete, zerrissen, aus dem Fenster geworfen, und in einem auf dem Platze angezündeten Feuer verbrannt wurden. Nun drang der Pöbel weiter an das Haus eines gewissen Barboglia, dem, wie man behauptet, nichts anders zur Last gelegt werden konnte, als daß in seinem Hause eine Spielbank gehalten wurde. Sein Haus wurde von oben bis unten ausgeleert, und Alles auf einem

vor dem Hause errichteten Scheiterhaufen verbrannt. Auf gleiche Art verfuhr man mit dem Hause des alten Markis de Ferreri, Finanzministers, so wie mit dem Pallaste des Prinzen d'Aci. Es wurde nichts gestohlen, sondern man trug Alles, selbst goldene Uhren, andere Kostbarkeiten, Silberzeug u. s. w. auf einen Haufen, und verbrannte Alles. Vom Morgen bis zum Abend brannten unaufhörlich 15 Haufen. Andere Volkshaufen begaben sich an den Pallast der Marine, um die kolossale, marmorne Statue des Königs, zu zerstören; da sie aber auf einem sehr fest gemauerten Fußgestell stand, so gelang die Umstürzung derselben nicht, und der Pöbel begnügte sich mit der Mißhandlung der Figur und der übrigen Oberfläche.

Während des ganzen Tags vom 16ten, wo sich der Pöbel so viele Unordnung und Gewaltthätigkeiten zu Schuld kommen ließ, rührte sich das Militär durchaus nicht. Die in den verschiedenen Stadtvierteln angebrachte Hauptwachen blieben bey allen diesen Vorfällen durchaus ruhige Zuschauer, und ich sah sogar selbst in der Straße Cassaro und auf der Piazza Marina, wo die Unordnung und Verwüstung den höchsten Gipfel erreicht hatte, die Offiziere ruhig auf den Fußwegen vor der Hauptwache sitzen.

Einige Versuche der 2500 in der Vicaria (einem großen Gefängniß, das auf die Straße Cassaro geht) und in den Gefängnissen des Arsenals eingeschlossenen Gefangenen und Verbrecher, die allgemeine Unordnung zu ihrer Befreyung zu benutzen — eine äußerst gefährliche Sache, die aber leicht durch das Militär hätte verhindert werden können — veranlaßte, wie man glaubt, den ersten Ruf des Pöbels, sich zu bewaffnen. Es gelang gleich anfangs einigen Haufen, sich einer kleinen Waffenniederlage zu bemächtigen. Hierauf bewilligte der Lieutenant des Königs (den man gemeiniglich, einem alten Gebrauche zufolge, Vicekönig nannte) Don Diego Naselli, ein schwacher und unentschlossener

Mann, und seine Räthe der Volksmasse unglaublicherweise dieses Verlangen; und wir sahen uns Nachmittags am 16ten auf einmal von mehr als 25,000 Verfechtern der Unabhängigkeit, Taglöhnern, Matrosen, Lazaroni's u. s. w. umgeben, die vom Kopf bis auf den Fuß mit Flinten, Pistolen, Säbeln, Dolchen u. s. w. bewaffnet waren.

Der Grundsatz ist ganz richtig: „der Pöbel ist ein wildes Ungeheuer, dem man entweder mit großer Geschicklichkeit schmeicheln, oder ihn mit hoher Energie und Kraft im Zaum halten muß." — Das Leztere war nun unmöglich geworden; da man sich bereits durch die Ueberlieferung der Waffen jedes Mittels gegen diese ungeheure Pöbelmasse beraubt hatte. Denn kaum war das Volk bewaffnet, so nahm es auch, wie leicht vorauszusehen war, eine entschiedenere und drohendere Haltung an. Auf einmal erhielten nun die wenigen in Palermo befindlichen Truppen in der Nacht vom 16ten auf den 17ten den Befehl, am folgenden Morgen bey Tages Anbruch auszurücken, und das unerträglich gewordene Volk zu bekämpfen. Dieses unglückliche Handgemeng, das ein furchtbares Kanonen- und Kartätschen-Feuer in den Straßen von Palermo veranlaßte, wurde von Seiten des Militärs mit vieler Festigkeit und Kaltblütigkeit ausgeführt, allein der Ausgang konnte keinem Zweifel unterliegen. Dieser kleine Haufen hatte sich nicht nur mit der unermeßlichen Bevölkerung von Palermo, sondern auch gleich in den ersten Stunden des Kampfs mit den Jägern von Montreale, Olivazza, Bagaria u. s. w. zu schlagen, welche von ihren Bergen herabeilten, um dem, was sie die gemeinschaftliche Sache nannten, zu Hülfe zu kommen. Dazu gesellten sich noch die meisten Gefangenen des Arsenals und der Vicaria, mehr als 2000 Verbrecher, kühne mit Lastern vertraute Menschen, deren Befreyung das Volk selbst am 16ten noch mit Furcht betrachtet hatte, und die nun am 17ten während des heftigsten Kampfs mit dem Militär erfolgt war.

Am Abend des 17ten waren die Truppen an allen Punkten zurückgeschlagen, und nach einigen vergeblichen Versuchen sich auf den von Allem entblößten Wällen zu verschanzen, genöthigt zu kapituliren, und endlich sich als Gefangene zu ergeben. Der Kampf, bey welchem die Truppen 200 und einige Todte, und das Volk ohngefähr die gleiche Anzahl verloren hatte, endigte sich beynahe ganz am 17ten Abends. Nur eine Schanze am Hafen hielt sich noch, ergab sich aber am folgenden Tage. Man behandelte gleich anfangs die Gefangenen mit Schmach; man schloß Offiziere und Gemeine untereinander in der Vicaria ein, die so eben gleichsam von allen Verbrechern von Sicilien verlassen worden war. Man riß ihnen alle Kleidungsstücke ab, die zur königlichen Uniform gehörten; man gab ihnen schlechte und Allen gleiche Nahrung. Erst nach fünf Tagen, nach erfolgter Einsetzung der provisorischen Junta vertheilte man diese armen Soldaten in andere bessere Wohnungen, und trennte sie von den Offizieren. Ich war Augenzeuge, wie einige Hundert Menschen vom Pöbel, mit einem an ihrer Spitze zu Pferd befindlichen Mönch, den man padre Nicola della chiesa di Sta Anna nannte, die gefangenen Offiziere in einer höchst erbärmlichen Lage ohne Röcke, Westen, Hüte von der Vicaria in andere für sie bestimmte Gefängnisse führte.

Am Dienstag den 16ten Juli hatten die bewaffneten Volksbanden keinen weitern Feind zu bekämpfen. Da indessen der Pöbel durch den schnellen Angriff noch mehr gereizt, und über seinen leichten Sieg von Stolz und Freude durchdrungen war, so ließ sich schon daraus vermuthen, daß er sich nun mit um so größerer Gewaltthätigkeit und Wuth benehmen würde. Der Ausgang dieses schlecht berechneten Kampfs mußte für diejenigen, welche den Befehl dazu ertheilt hatten, unglücklich ausfallen. Die ersten und traurigen Folgen desselben waren der Tod des Prinzen Cattolica, und die Flucht des Lieutenants des Königs Don Diego Na-

selli. Der Prinz Cattolica (der die Unvorsichtigkeit begangen hatte, am 16ten eine ziemlich schlecht verfaßte Proklamation, über welche der Pöbel sich sogar lustig machte, ergehen zu lassen) hatte sich am 17ten in eine Villa in der Bagaria, einem großen Dorfe, einige Stunden von Palermo, geflüchtet. Man erreichte ihn dort noch am Abend des 17ten und ermordete ihn. Der Lieutenant des Königs, Don Naselli, rettete sich kaum noch an Bord des auf der Rhede befindlichen Paketboots, nachdem, wie man behauptet, in seinem Boote noch zwey Menschen durch Flintenschüsse von dem Ufer aus getödtet wurden. Sein schönes Haus außerhalb dem Thore von St. George wurde am folgenden Tage, Dienstag den 18ten Juli, verwüstet. Man verbrannte Alles, mit Ausnahme einer Quantität guten Weins, den man in seinen Kellern antraf, und den der Pöbel als gute Beute erklärte und um den brennenden Scheiterhaufen trank.

An dem gleichen Tage erfolgte eine für die gesellschaftliche Ordnung noch viel traurigere Verwüstung. Einige Banden von Gefangenen, welche aus der Vicaria entkommen waren, wahrscheinlich von der Wichtigkeit belehrt, die eine Zerstörung der Archive des Kriminal-Tribunals für sie haben dürfte, das von dem Volk am 16. Juli bey Verbrennung der Archive der andern Gerichtshöfe, des Handels, der Polizey u. s. w. noch verschont worden war, — begaben sich auf die Piazza Marina, und zerstörten Alles, was dieser Behörde angehörte. Man trug die Archive in Massen heraus, und verbrannte sie auf dem Platze.

Am 18ten Nachmittags hatte sich, man weiß nicht wie, das unsinnige Gerücht verbreitet, daß die Besatzung von Trapani im Anzuge gegen die Hauptstadt wäre, um ihre Waffenbrüder in Palermo zu befreyen. Ich bin selbst geneigt zu glauben, daß man bey Verbreitung dieses Gerüchts die schreckliche Absicht hatte, das Volk zur Ermordung der gefangenen Soldaten aufzustiften. Diese Greuelthat wurde

indessen durch einige von den 72 Konsuln der Körperschaften der Gewerbe (Consuli delle maestranze) verhütet, und man begnügte sich mit einigen Hundert Flintenschüssen gegen die Gitter und Thüren der Vicaria. Dieses unerklärliche Schießen erfüllte uns mit dem schauderhaftesten Schrecken. Wir hielten alle einen Augenblick die unglücklichen Militärs für verloren. Indessen hörten wir bald, daß dieses unerklärliche Schießen von Seiten des Volks nur eine Warnung an die Gefangenen seyn sollte, das Gefängniß in dem Fall nicht zu verlassen, wenn die Besatzung von Trapani, die man unter den Thoren vermuthete, durch Bezwingung der leztern in die Stadt eindringen sollte.

In der Nacht vom 18ten auf den 19ten vermehrte sich der Lärm und die Verwirrung auf eine furchtbare Weise durch den Umstand, daß von den mit Kartätschen geladenen, auf den Hauptplätzen, in den Hauptstraßen und unter den Thüren der Gefängnisse aufgestellten Kanonen, zehn oder zwölf Stücke vernagelt gefunden wurden. Man rief von allen Seiten, Verrath! Verrath! Der Verdacht des Volks fiel (ohne zu wissen, ob mit Grund) auf einen gewissen Sanzio, der den Dienst als Artillerie-Aufseher hatte. Man ermordete ihn in der ersten Wuth, und plünderte sein Haus.

Troz der äußersten Verwirrung und der vollständigen Anarchie, worin sich diese große Stadt und die benachbarte Gegend befand, sahen doch die Aufwiegler des Volks bald ein, daß die Lage nicht so bleiben könnte. Auch fühlten sie bald, daß es ihnen nach der Zerstörung aller gesellschaftlichen Bande unmöglich seyn würde, eine neue Ordnung der Dinge und einen bürgerlichen Bestand herzustellen, wenn ihnen nicht einige Männer von Erziehung und höheren Kenntnissen mit Besonnenheit und Geschäftskenntniß beystehen würden. Dieses Bedürfniß, und wie mir scheint, der in einigen klügern Volksaufwieglern aufsteigende Wunsch, eine Versammlung von Männern aus der geach-

tetsten Volksklasse an der Verantwortlichkeit der für die Zukunft zu ergreifenden Maßregeln Theil nehmen zu lassen, — denn alle rechtliche Menschen hatten sich von dem Schauplatz der Ereignisse am 16ten zurückgezogen — veranlaßten ohne Zweifel die Zusammenberufung einer provisorischen Junta am 18ten.

Diese Versammlung konstituirte sich kluger Weise nicht als eine förmliche neue Regierung, sondern unter dem bescheidenen Titel einer provisorischen Junta für die öffentliche Sicherheit und Ruhe. Unter den achtungswerthen Männern, die Stellen in dieser Versammlung annahmen, gab es ohne Zweifel mehrere, die nicht sehr geneigt waren, sich unter den gegenwärtigen Umständen der öffentlichen Geschäfte anzunehmen. Allein hier galt es die Annahme von Stellen, die man ohne Gefahr nicht verweigern konnte, und die Junta trat ihr Amt an, wiewohl nicht ohne äußerst stürmisches Geschrey von einigen der 72 Konsuln und ihren allzu energischen Gehülfen, jedoch auch mit solchen Männern in ihrem Schooße, welche, wie z. B. der Prinz von Pantellaria, der Prinz von Trabea, der Kardinal-Erzbischof Gravina, der Graf von San Marco, und einige der unterrichtetsten Rechtsgelehrten, in Palermo das größte Ansehen genossen. Die erste öffentliche Versammlung fand am Mittwoch den 19ten Juli in dem Pallaste des Kardinals-Erzbischofs und unter seinem Vorsitz statt. Die erste Akte der Versammlung wurde noch an dem gleichen Abend bekannt gemacht, und enthielt den Ausspruch einer allgemeinen Amnestie („un pieno indulto") für alle aus der Vicaria und dem Arsenal entwichenen Gefangene, so wie für alle Vorfälle bis auf diesen Tag. Man verpflichtete überdieß alle Individuen, die sich in den in der Proklamation aufgeführten Verhältnissen befinden sollten, sich bey den Sekretärs der Junta einzufinden, um dort ein förmlich ausgestelltes, mit dem Namen des Individuum versehe-

nes, Certificat in Empfang zu nehmen, vermöge dessen es alsdann einem Jeden freygestellt wurde, sich entweder bey den Bürgercorps zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe einschreiben zu lassen, oder aber zu seinem Handwerk und seinen gewöhnlichen Geschäften zurückzukehren. Diese kluge Maßregel hatte hauptsächlich den Zweck, die große Menge der bewaffneten und aufrührerischen Horden zu vermindern, und eine Art von gesellschaftlicher Ordnung und bürgerlicher Thätigkeit in diese große Stadt zurückzuführen, wo noch alle Buden verschlossen, und alle Werkstätten leer waren. Dieser Zweck wurde indessen blos theilweis erreicht; denn Tausende aus der Hefe des Pöbels, die nun schon seit 4 Tagen vom Raube und in einem gesetzlosen Müßiggang gelebt hatten, fanden das sorglose Nichtsthun bequemer, als den Gewinn ihres Brods im Schweiße ihres Angesichts, und kümmerten sich sehr wenig um das Certificat und den Indulto der Junta, da sie selbst alle Macht in einem solchen Grade in den Händen hatten, daß die Personen, welche denselben proklamirt und das Certificat angeboten hatten, nicht einmal in der Lage waren, den Saal, aus welchem die Proklamation ausgegangen war, ohne eine Wache von eben diesen Matrosen, bewaffneten Handwerkern, Lazaroni's u. s. w. zu verlassen, denen man Amnestie und Zeugniß anbot.

Im Allgemeinen scheint mir, daß man bey Bildung einer richtigen Vorstellung und einer wahrhaft historischen Ansicht des gegenwärtigen Zustands der Dinge in Palermo folgenden wichtigen Umstand nicht aus den Augen verlieren darf. Nachdem einmal die Sicilianer (aus leicht begreiflichen Gründen) alle dortigen Vorfälle so dargestellt haben, als wären sie durch eine reine politische Unzufriedenheit, und nicht durch jene gesetzlose Raubsucht veranlaßt worden, die bey Volks-Aufständen anderer europäischen Nationen sich jedesmal gleichfalls geoffenbaret hat, so müßte ich dieser allzu günstigen Versicherung als Augenzeuge wider-

sprechen. Allerdings war in den ersten Augenblicken des Aufstands ein gewisser Enthusiasm nicht zu verkennen — wenn man nämlich das äußerste Aufbraußen eines zügellosen Pöbels mit diesem Namen bezeichnen darf, — der Raubsucht und eigentliches Stehlen zurückhielt, und ich habe selbst am Sonntag, den 16ten, als an dem ersten Tage des Aufstands, Personen aus dem niedrigsten Pöbel goldene Uhren, kostbare Zierrathen, prächtige Shawls und andere Geräthschaften, die man leicht hätte forttragen können, in das Feuer werfen gesehen, wo das Gepäck des Generals Church, die Geräthschaften des Hrn. Barbaglia, des Marquis Ferreri und des Prinzen d'Aci verbrannt wurden. Allein der Geist der Plünderung und der Raubsucht, der sich am 16ten noch in den Schranken hielt, wurde bald darauf eben so offenbar, wie bey Volksaufständen anderer Nationen. Man behauptet z. B. (und ich halte es selbst für gewiß) daß nach dem Ueberfall des königlichen Pallasts mehrere Korps solcher Freybeuter 30,000 Unzen (75,000 spanische Thaler) die sie in verschiedenen Niederlagen geraubt hatten, unter einander theilten; und troz eines täglichen Aufwands von 6000 Unzen (15000 spanischen Thalern) der von der Junta für den Unterhalt der bewaffneten Volksmenge, die durchaus nichts verdiente, bewilligt, und auf den öffentlichen Schatz angewiesen wurde, erlaubten sich doch die bewaffneten Horden auf ihre eigene Rechnung Kontributionen bey Privatleuten zu erheben, die sie für reich, oder wenigstens für wohlhabend ansahen; auf diese Art wurde der Besitzer des Gasthofs, in welchem ich wohne, in den lezten Tagen dreymal genöthigt, den Beschützern der Unabhängigkeit, welche sich selbst für die gemeinschaftliche Sache aufzuopfern behaupteten, kleine Summen abzutreten; der Summen nicht zu gedenken, welche der Adel, und selbst die Mitglieder der Junta nicht ausgenommen, auf gleiche Art aufzuwenden genöthigt sind, und die so sehr ins Große gehen, daß sie ohne

Aufstellung einer andern Ordnung der Dinge den unvermeidlichen Untergang der besten Familien dieser unglücklichen Insel zur Folge haben müssen.

Eine andere Betrachtung dürfte den traurigen Eindruck dieser Ereignisse in Etwas mildern — nämlich: daß sich der Pöbel von Palermo wenigstens bis jezt noch nicht mit so vielem Blut und Verbrechen besudelt hat, wie man nach den unbegreiflichen Fehlern, welche sich die ersten Staatsbehörden am 16ten und 17ten zu Schuld kommen ließen, mit allem Grunde befürchten konnte. Denn das Blut von einigen Hundert vom Militär und vom Volk, die in dem Kampf vom 17ten umkamen, kommt offenbar auf Rechnung der öffentlichen Behörden; und einige Morde und Verbrechen, die später von dem Volke selbst begangen wurden, können in Vergleichung mit dem gränzenlosen Unglück und den Freveln, die man nach dem doppelten furchtbaren Fehler erwarten konnte, daß man nämlich diesen verworrenen Haufen mitten in der größten Aufwallung bewaffnete, und einen Augenblick darauf bekämpfen wollte, in der That nur als unbedeutend betrachtet werden. Ich zweifle sehr, ob der Pöbel irgend einer andern großen Stadt unter ähnlichen Umständen sich, ich sage nicht mit solcher Mäßigung, aber mit weniger Grausamkeit und Wuth benehmen wird.

Es ist nicht zu läugnen, daß die von der Junta getroffenen Maßregeln, die täglich durch öffentlichen Anschlag zur Kenntniß kommen, meistens (jedoch nicht alle) durch einen Geist der Klugheit und Mäßigung Vertrauen einflößen. Ich fürchte indessen, daß dieser Verein, ohne eine äußere Unterstützung, nicht im Stande seyn wird, eine glücklichere Zukunft zu sichern. Man wandelt in Palermo noch auf einem Vulkan, der jeden Augenblick einen neuen Ausbruch droht. Der bessere Theil der Junta besizt gegenwärtig noch zu wenig gegründete Macht; er hängt noch zu sehr von dem leidenschaftlichen Theil des Vereins, vorzüglich von den

Aufwieglern des Pöbels, den 72 Konsuln der Gewerbe, ab, welche eine Art von Körperschaft bilden, und welche mit einer unerschütterlichen Hartnäckigkeit jede Erwähnung ihres legitimen Souverains verweigern, so lange die National-Unabhängigkeit nicht wieder hergestellt ist, deren Sicilien (wie sie, nicht ganz ohne Grund, behaupten) durch einen sehr despotischen und den theuersten Interessen dieser Nation fremden Beschluß beraubt wurde.

Das traurigste Ereigniß, das die Ohnmacht des bessern Theils der Junta beweist, den Individuen die heiligsten Rechte zu bewahren, ist der Tod des Prinzen d'Aci, der am 23sten Juli ermordet wurde. Das politische Leben dieses Patriziers war zwar nicht ganz tadellos, aber die Talente und die Thätigkeit dieses Fürsten waren allgemein anerkannt, und alle redliche Menschen bedauern seinen grausamen Tod als ein Unglück für den Staat. Dieser Prinz war in früherer Zeit bey dem Volke sehr beliebt; er hatte aber diese flatterhafte Gunst durch einige gehässige Maßregeln, besonders während seiner Amtsverrichtungen als Vorgesezter der Forsten, verloren. Der Haß des Volks gegen ihn äußerte sich daher gleich am ersten Tage des Ausbruchs der Empörung, am 16ten Juli, wo sein Haus zertrümmert wurde. Der Prinz floh oder verbarg sich; einige Tage darauf aber, nachdem die Junta sich versammelt und die Amnestie proklamirt hatte, stellte er sich selbst wieder ein und bat um die Erlaubniß, sein Betragen vor der Versammlung zu vertheidigen. Dieß wurde ihm zugestanden, und ich habe selbst am Freytag den 22sten seinen beredten Vortrag mit angehört, der uns Alle in Erstaunen sezte, und viele Personen bis zu Thränen rührte. Seine Angelegenheit wurde vertagt, und man wies dem Prinzen eine Wohnung in dem Pallaste des Erzbischofs an (wo die Versammlung sich bis zum 24sten vereinigte, als der von Neapel am 23sten angekommene Prinz von Villa-Franca Seine

Eminenz von der für sie allzuschweren Last, den Vorsitz bey der Junta zu führen, befreyte). Mittlerweile ließ sich in dem Hofe des Pallasts am 21sten Abends, und noch mehr am 22sten Geschrey bewaffneter Banden vernehmen: „die Junta hätte Unrecht gehabt, dem Prinzen d'Aci eine Wohnung bey dem Erzbischof anzuweisen; der Prinz müsse, wie die andern gefangenen Offiziere, von den Repräsentanten des Volks selbst bewacht werden, u. s. w." Man hielt es für gefährlich, diesem wiederholten Ansinnen nicht zu entsprechen. Der Prinz willigte selbst ein, daß man ihn an drey Konsuln der Gewerbe anweise, die sich für seine Person verantwortlich erklären sollten. Diese führten ihn in die Kaserne, die, wenn ich nicht irre, durch die „maestranza dei conciapelli" besezt war. Kaum war man im Hofe der Kaserne angelangt, als sich von allen Seiten ein Geschrey erhob: „hier bringt man uns den Aci, den Feind der Nation, unsern Tyrannen — wir wollen ihn umbringen!" Als sich der Prinz in der augenscheinlichsten Gefahr sah, so umfaßt er eine ihm nahe stehende Person, unter dem Ausruf, ihm das Leben zu retten; in dem gleichen Augenblick fallen aber fünf oder sechs Flintenschüsse auf einmal, welche mit Blitzesschnelle nicht nur den Prinzen, sondern auch die Person, die er umfaßt hatte (einen Gewerbsmann und Bruder eines der Konsuln) auf den Boden strecken. Hierauf schnitten diese schauderhaften Henker die Hände und den Kopf dieses Unglücklichen ab, und trugen ihn in einer Procession nach „quattro cantonieri" (einem der volkreichsten Quartiere in der Mitte der Stadt) wo die traurigen Trophäen der Volkswuth einige Stunden lang öffentlich ausgestellt wurden. Den Leichnam des Unglücklichen schleppte man noch überdieß durch die Straßen, und zwang alle Vorübergehende, bey diesem traurigen Schauspiel den Hut abzuziehen. Dieser Mord ist die schauderhafteste Frevelthat, womit sich der Pöbel von Palermo bis jezt befleckt hat.

Ich erwähne hier noch einige Beschlüsse, welche schon an sich ihren revolutionären Ursprung verkündigen, und hinreichend die ohnmächtige Abhängigkeit der Junta von den Aufwieglern des Pöbels beurkunden. Freytag den 21sten Juli erließ die Junta einen Beschluß des Inhalts, „daß alle mit dem Kourier angekommene oder abgehende Briefe zuvor der Junta überbracht werden sollten, um dort in öffentlicher Sitzung geöffnet und gelesen zu werden.“ Die Herren Konsuln hielten diese Maßregel für eine sehr weise Vorsicht gegen das, was sie neapolitanische Ränke nannten. Die natürliche Folge davon war erstens, daß Niemand von Palermo anders, als in Handelsangelegenheiten schrieb; zweytens, daß sich die Versammlung eine so große Last mit den dicken vom Auslande angekommenen Briefpaketen auflud, daß sie sich den ganzen Tag fast mit nichts Anderem beschäftigen konnte. Wegen dieses doppelten Nachtheils wurde der Beschluß in der Folge zurückgenommen. Durch eine andere mittelbare Maßregel hatte die Junta gewissermaßen eine Art von Gefangenschaft über alle Fremde verhängt, weil das Verbot ergieng, Reisepässe und Gesundheitskarten auszustellen, Schiffe in dem Hafen abzufertigen u. s. w. Nach sehr eindringenden Einwendungen von Seiten der fremden Konsuln u. s. w. unterdrückte man hierauf am 26sten Juli diese despotische Maßregel, deren Zweck ohne Zweifel darauf hinzielte, den Abgang aller Arten von Berichte über die hier stattgefundenen Ereignisse, vor dem amtlichen Bericht der Versammlung, zu verhindern. Lezterer war ihr zu einer sehr wichtigen Angelegenheit geworden, über die sie sich aber in der Junta noch nicht hatte vereinigen können. Durch einen dritten höchst seltsamen Beschluß vom 25sten wurde der Mönch padre Gioachino Voglica (ein junger kühner Mann, der sich am 17ten gegen die königlichen Truppen mit großer Tapferkeit geschlagen hatte, und der deßwegen die Volksgunst in einem hohen Grade besaß) zum

Obersten ernannt; und ich habe selbst diesen neuen Helden, gegenwärtig Obersten Don Gioachino Voglica in voller Obersten-Uniform am 26sten spazieren reiten, und in einer Art von Triumph ihm den Zuruf und den Beyfall des Volks durch die Straßen von Palermo folgen gesehen. Es fragt sich, ob wohl Seine Majestät der König von Sicilien eines Tags dieses schnelle Vorrücken im Dienste bestätigen wird, besonders da es durch das etwas bedenkliche Verdienst veranlaßt wurde, daß die in Frage stehende Person, wie man versichert, mit ihrer eigenen Flinte gegen 30 Soldaten des Königs getödtet hat.

Am Montag den 25sten erblickte man zuerst von dem Berge Pelegrino, und hierauf von dem Hafen selbst die Annäherung von vier großen Schiffen gegen Palermo. Man hielt sie sogleich für neapolitanische, und irrte sich auch nicht. Diese Eskader, aus einem schönen Linienschiff, einer Fregatte und zwey großen Briggs bestehend, legte sich am 25sten früh Morgens auf der Rhede, aber außer Kanonenschußweite, vor Anker. Sie verursachte viel Geräusch in der Stadt. Alle Welt strömte dem Ufer zu; man schleppte gegen 20 Kanonen dahin; man requirirte gegen 100 Ochsen, um andere von schwererem Kaliber dahin zu bringen. Man gestattete Niemand von diesen Schiffen zu landen, aber eine Deputation der Junta begab sich an Bord derselben, um den Zweck ihrer Sendung zu vernehmen. Er war von zweyfacher Art: erstens, auf eine authentische Art sich über den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Palermo zu erkundigen; zweytens, alle gegenwärtig gefangen gehaltene Offiziere, falls man sie ausliefern wollte, aufzunehmen, um sie nach Neapel zu bringen. Uebrigens hatte der Kommandant der Eskader (Hr. Bauson) weder einen Brief, noch sonst einen geschriebenen Auftrag bey sich. Seine Aufträge waren nur mündlich. Auf den ersten derselben antwortete man nach den Absichten der Junta. Das zweyte Verlangen schlug man mit

der Antwort ab, daß die Hauptstadt Siciliens mit der Regierung von Neapel noch in zu schwierigen Streitverhältnissen stehe, als daß sie im Stande wäre, unter den gegenwärtigen Umständen, die Gefangenen auszuliefern, daß aber die Junta nach erhaltenen befriedigenden Erläuterungen von Seiten der Regierung gegen Sicilien, so wie insbesondere gegen die Hauptstadt, sich eine Pflicht daraus machen würde, die Militär-Gefangenen in dem besten Zustand zu der Verfügung der Regierung auszuliefern. Der Kommandant der Eskader begnügte sich mit dieser Antwort; er verlangte noch einige Erfrischungen, z. B. Schnee, Eis, frisches Wasser, Zitronen, Pomeranzen u. s. w. Alles dieß wurde zugestanden, und ihm ohne Kosten in sehr großer Menge an Bord gebracht, worauf er an dem gleichen Abend des 25sten die Anker lichtete, und bey einem günstigen Winde absegelte.

Am gleichen Tag, den 25sten, wurde der Beschluß der Junta über die Absendung einer Deputation nach Neapel bekannt; und am folgenden Tag, den 26sten, wurde ein ziemlich gut verfaßtes Rundschreiben an alle Munizipalitäten von Sicilien erlassen, um sie zu gemeinschaftlicher Sache mit der Hauptstadt aufzufordern. Darin verwahrte man sich gegen das, was man nun Ketten nannte, und sprach von der Wiedereroberung dessen, was man als das Palladium der Nation ansieht, nämlich die National-Unabhängigkeit oder eine eigene Regierung. Die nach Neapel bestimmte Deputation schiffte sich am 26sten Abends ein. Diese Sendung muß nun den größten Einfluß auf alle weitere Ereignisse haben. Sie besteht aus 8 Personen, nemlich aus dem Principe di Pantellaria, Conte di S. Marco, P. Gaspari Vaccari, il Duca di Cumia, il paroco Vozzi, il Console P. Francesco Santoro, il Console Don Mercurio Tortorici. Die Aufnahme, welche diesen Herren in Neapel zu Theil werden wird, muß den weiteren Gang der Ereignisse in Sicilien entscheiden.

Die Proklamation S. K. H. des Kronprinzen, General-Vikars, an die Palermitaner von Neapel am 20sten Juli, die in No. 12. des konstitutionellen Journals eingerückt ist, kam in Palermo am 26sten an; man entschied aber, sie nicht in voller Sitzung der Junta vorzulesen, bis die Deputation nach Neapel unter Segel gegangen wäre. Nach der Abreise der Deputation wurde aber diese Proklamation gestern am 27sten in voller Sitzung vorgelesen, und nicht ohne Zischen und andere Bezeugungen des Unwillens von einigen Konsular-Partheyen empfangen.

Dieß sind die merkwürdigsten Ereignisse bis zum 28sten. Uebrigens hatte die Entweichung der Gefangenen aus der Vicaria und aus den Gefängnissen des Arsenals, wie leicht zu vermuthen war, für die öffentliche Sicherheit, vorzüglich in dem westlichen Theil der Insel, wo die Straßen und die Engpässe der Gebirge bereits von Banden dieser Räuber besezt sind, die traurigsten Folgen. Ein Haufen derselben hat in der Nachbarschaft von Trapani Schaden angerichtet. Eine andere Bande von 7 solchen Räubern, welche sich Requisitionen in der Nachbarschaft von Termini erlaubte, wurde vorgestern durch ein besonderes Glück von bewaffneten Bauern umringt, welche alle 7 niederschossen. Es würde gegenwärtig, wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr unklug seyn, in Sicilien vor der Wiederherstellung und dem Bestande einer neuen Ordnung der Dinge zu reisen. Ich gedenke daher bald ein Land zu verlassen, wo mir nichts mehr zu thun übrig bleibt, und wo mir die Unvernunft und Albernheit der Menschen unter hinreichend häßlichen Bildern erschienen ist. Mit dem Ausruf: „il buon ordine“! gieng es zum Raub und Brand; bey dem Zuruf: „eviva“! an die Todten („eviva la Santa Rosalia“!) tödtete man die Lebenden. —

richten aus Par's. Kupferstiche und Zeichnungen von Samuel Amsler aus Schinznach. Zehn Blätter nach Hebels Alemanischen Gedichten, komponirt und radirt von Sophie Reinhard. gr. Fol. Preis 5 fl. 30 kr. Nachrichten aus Frankreich. Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel, von Begasse aus Köln, zu Paris gemalt. Rom. London. Königliche Societät der schönen Künste und Literatur in Gent. Concurs und Preisvertheilung von 1820. Notizen. Ueber einige der lezten Werke baierscher Künstler. Nürnberg. Nachrichten aus Italien. Notizen aus London. Nachrichten aus Breslau. Notiz über die im Kunstblatt No. 69. beschriebene Nachtlandschaft von Claude Lorrain. Rom. Dießjährige Kunstausstellung in Venedig. Fortuna als Sternbild der Waage. Miszellen aus Italien. Das jüngste Gericht. Einweihung des Pantheon zu einer christlichen Kirche. Frage an Kunstkenner, denen die Ansicht großer Sammlungen zu Gebote steht. Notizen.

Literatur-Blatt.

Unterhaltungs-Literatur. Eugenius Severus, oder einige Stationen aus der Lebensreise eines Philosophen. Herausgegeben von Dr. Joseph Hillebrand, Professor der Philosophie in Heidelberg. Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. Juni 1820. (Forts.) Engl. Lit. Bericht für Juni und Juli 1820. (Beschl.) Heilkunde. Periodische Schriften über den thierischen Magnetismus. Theater-Diskretion. Verhandlungen der königl. Akademie der Wiss. in Paris. Juli 1820. Dichtkunst. Mazeppa. Ein Gedicht von Lord Byron. Aus dem Englischen treu übertragen von Theodor Hell. Nebst beygedruckter Urschrift. Dramatische Dichtkunst. Athalja. Ein Trauerspiel in 5 Akten mit Chören. Nach dem (?) Jean Racine metrisch bearbeitet von Carl Dielitz. Staatswissenschaft. Ueber die Konstitution der spanischen Kortes. Von Hrn. von Haller, Verfasser der Restauration der Staatswissenschaft. Naturwissenschaft. La Decadence de la Nature. Dramatische Literatur. Neue dramatische Bilder von Adrian Grob. Haus- und Landwirthschaft. Collection de machines, d'Instruments, Ustensiles, Constructions, Appareils etc., employés dans l'Economie rurale, domestique et industrielle. D'après les dessins faits dans diverses parties de l'Europe, par le Comte de Lasteyrie. Première Livraison. — Reflexions sur les consequences qu'auroient à Genève des approvisionnemens en grains faits par le gouvernement. Kirchengeschichte. Fréderici Furii Coeriolani Valentini, Bononia, sive de libris sacris in vernaculam linguam convertendis, libri duo, ad Franciscum Bovadillam Mendozium, Cardinalem Burgensem, ex editione Basileensi Anni 1556 repetiti. (Bononia von Friedrich Furio, oder von der Uebersetzung der heiligen Schriften in die lebenden Sprachen, zween Bücher dem Kardinal-Bischof von Burgos zugeeignet. Aus der Basler Ausgabe von 1556 neu abgedruckt. Encomiastik. Zum Andenken an die Verdienste des verewigten Herrn Doctors und Professors Johann Georg Müller, Oberschulherrn in Schaffhausen. Von J. J. Altorfer, Diaconus und Professor.

Sprachkunde. Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatikalische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postskripten, von Jean Paul. Dichtkunst. The Giaour. a Fragment of a turkish tale by Lord Byron. The elevent edition. Dem Text gegenüber: der Giaur, Bruchstück einer türkischen Erzählung von Lord Byron, aus dem Englischen übersezt von Arthur von Nordstern. Nach der eilften Ausgabe. Sternkunde. Traité élem. d'astronomie physique. Par Biot. 3r. Bd.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird eine Uebersetzung des Werks:

Villermé, des Prisons etc.

erscheinen, mit Zusätzen und Berichtigungen von dem K. Baierischen Medizinal-Rath Dr. Kraus in Ansbach, auch wird das neuere Werk des Hrn. Alph. Michou, Reflexions d'un Citoyen sur les prisons dabey benuzt, und auch Rücksicht auf die Gefängnisse in Baiern genommen werden. Da das Original sehr günstig aufgenommen worden ist, so dürfen wir hoffen, daß die so bereicherte Uebersetzung für Deutschland nicht ohne Interesse seyn werde.

Wir zeigen dieß zu Vermeidung etwaiger Kollisionen an.

Stuttgart den 15. Novbr. 1820.

Von Klüber's.

Droit des gens moderne de l'Europe,

erscheint bey uns, auf mehrfach dazu erhaltene Aufforderung, unfehlbar künftige Ostern, noch vor Anfang der akademischen Sommervorlesungen, eine vom Hrn. Verfasser selbst besorgte teutsche Ausgabe, mit Zusätzen.

Stuttgart und Tübingen im Oct. 1820.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedichte von Ehrenfried Stöber.

Eine dritte Auflage der Gedichte unsres alsatischen Sängers erscheint auf nächste Ostern im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. Der Verfasser hat von seinen frühern Poesien nur einen kleinern Theil in diese neue Sammlung aufgenommen. Die bedeutende Mehrzahl derselben war bis jezt ungedruckt, oder in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut. Die angekündigte Auflage besteht aus Liedern, Romanzen, Episteln, Distichen u. s. w. Außer dem allgemeinen poetischen Interesse, auf welches diese Gedichte Anspruch machen können, empfehlen sie sich auch insbesondere dem Elsässer, da die Reize unsres Landes, der Vogesus mit seinen Trümmern und Sagen, sehr oft den patriotischen Dichter begeisterten.

Wir sind beauftragt im Namen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Subscriptionsliste zu eröffnen. Der Preiß des Exemplars ist 1 fl. 24 kr., und das 11te Ex. gratis.

Straßburg 8. Dec. 1820.

Joh. Wilh. Pfähler'sche Buchhandlung.

Redakteur J. H. Mülberger.



